

3. Methodik

3.1. Qualitative Methodik in den Sozialwissenschaften

Die herausgearbeiteten Befunde der Arbeit unterliegen den Regelmäßigkeiten und Vorgaben der reflexiven Grounded-Theory-Methode als qualitativer sozialwissenschaftlicher Methode nach Breuer et al. (2018). Aufgrund des Erkenntnisinteresses, der Herausarbeitung von Sinnstrukturen und deren Merkmalen sowie von Handlungs- und Ablaufmustern im empirischen Material wurde dieses Vorgehen als theoriegenerierende Forschungslogik ausgewählt. Die qualitativ-explorative Forschung soll dem Anspruch Rechnung tragen, »[...] Lebenswelten ›von innen heraus‹ [...]« (Flick et al. 2015: 14) erfahrbar zu machen, um soziale Wirklichkeiten zu beschreiben: Was bedeutet es zum Beispiel, unter bestimmten Rahmenbedingungen in einer kommunalen Unterkunft zu leben oder als Sozialarbeiter eine solche zu leiten?

Qualitative Forschung zeichne sich dadurch aus, dass sie eine besondere Nähe zu den Feldakteuren schaffe, und zwar »[g]erade in Zeiten, in denen sich [...] das soziale Leben aus immer mehr und neueren Lebensformen und -weisen zusammensetzt [...]« (ebd.: 17). Um die Perspektiven der Feldakteure, die Akteursperspektiven, verständlich und sogar erfahrbar zu machen, um die »[...] subjektiven und sozialen Konstruktionen ihrer Welt [...]« (ebd.: 17) nachvollziehen zu können, bedarf es der qualitativen Forschung mit- samt ihren (Re-)Konstruktionsleistungen. Der Konstruktivismus als soziologische Theorie erlaubt dies in seiner Beschäftigung »[...] damit [...], wie Wissen entsteht, welcher Wissensbegriff angemessen ist und welche Kriterien zur Bewertung von Wissen herangezogen werden können.« (Flick 2015: 152) Die Relevanz für qualitative Forschung sei hoch, da diese zum einen Wissen reproduziere, zum anderen jedoch empirisches Material zu bestehenden Wissensbeständen beitrage, so Flick (vgl. ebd.). Derartige Konstruktionsleis-

tungen erfüllten verschiedene Funktionen. So sei die Tradition Jean Piagets (1937) zu nennen, in der sowohl das Erkennen der Welt, ihre Wahrnehmung sowie das Wissen über die Welt als menschliche Konstruktionen zu verstehen sind. Im sozialen Konstruktivismus nach Schütz (1971) sowie Berger und Luckmann (1969) und Gergen (1985, 1999) stehe vor allem die Frage nach Konventionalisierungen im Vordergrund, »[...] die Wahrnehmungen und Wissen im Alltag beeinflussen«. (ebd.: 151) Nach Gergen seien wiederum soziale Austauschprozesse grundlegend in der Konstruktion von Wissen. Dabei komme Sprache eine soziale Funktion zu, indem sie dazu diene, soziale Beziehungen auszugestalten (vgl. Gergen 1994: 94). Schütz versteht sozialwissenschaftliche Erkenntnis selbst als soziale Konstruktion, da sich diese auf bereits vorhandenes Alltagswissen stütze und so eine maßgeblich neue Version der Welt konstruiere (vgl. Schütz 1971: 7). Sein Ansatz wurde vor allem von Berger und Luckmann (1969) weiterentwickelt, die das Alltagswissen in all seinen Dimensionen stärker fokussieren. In Bezugnahme auf Garz und Krammer (1994a), Darnton (1989), Bruner (1990) und Gergen (1988) sowie Shotter und Gergen (1989) erfahren sozialwissenschaftliche Konstruktionen eine Interpretationswende als textuelle Konstruktionen, die ›Stadt‹, ›Welt‹, ›das Leben‹, bis hin zu ›Identitäten‹ als Text erfahrbar machen sollen. Flick beschreibt, wie dabei das Leben mithilfe einer spezifischen Fragestellung rekonstruiert werde, indem lediglich eine *Erfahrungsversion* einer Person aufgenommen werden könne. Diese erfahre eine Interpretation. Dabei ließe sich wiederum »[...] feststellen, welche Konstruktion das erzählende Subjekt [...] präsentiert und auch welche Version in der Forschungssituation entsteht.« (Flick 2015: 162) Diese werde in der Rekonstruktion herausgearbeitet. Unter Berücksichtigung dessen wird deutlich, dass qualitative Forschung keine ›Wirklichkeit‹ abbilden kann, sondern vielmehr »[...] das Fremde oder von der Norm abweichende als Erkenntnisquelle und Spiegel [nutzt], der in seiner Reflexion das Unbekannte im Bekannten und Bekanntes im Unbekannten als Differenz wahrnehmbar macht [...]« (Flick et al. 2015: 14). Die qualitative Arbeit solle vielmehr leisten, »[...] die allgemeinen Prinzipien zu erforschen, nach denen der Mensch im Alltag seine Erfahrungen und insbesondere die der Sozialwelt ordnet.« (Schütz 1971: 68)

3.2. Ethnologie und ethnologisches Arbeiten

Ethnologen untersuchen die Phänomene sozialen Eingebundenseins, indem sie Fallstudien erstellen, um vom Speziellen auf Allgemeines schließen beziehungsweise um Sonderfälle als solche identifizieren zu können. Dabei fokussieren sie auf die Repräsentation dieser Einzelfälle, statt Repräsentativität für die von ihnen untersuchten Phänomene zu beanspruchen. Der Forschungsprozess zeichnet sich durch eine zumeist mehrere Monate oder Jahre andauernde Datenerhebung aus, also durch die Feldforschung. Dabei wird der Forscher jedoch nicht nur als objektiver Betrachter verstanden, der sich durch seine präzisen Beschreibungen legitimiert, sondern vielmehr auch als Subjekt mit individuellen Prägungen und Sichtweisen. Durch deren Reflexion sowie die konkreten Forschungsumstände und Rahmenbedingungen der Studie wird nachvollziehbar, welcher spezifische Zugang der Forscherin zu welchem impliziten Wissen möglich war und auf welcher Grundlage dies geschah.

3.2.1. Ethnologie als wissenschaftliche Disziplin

Die Ethnologie als wissenschaftliche Disziplin hat ihre Wurzeln in der Anthropologie, der Kunde vom Menschen, die sich stets weiter ausdifferenzierte, sodass sich um 1770 ›Völkerkunde‹ oder ›Ethnografie‹ (später Ethnologie genannt) als Teilgebiet vor allem der Geografie an deutschen Universitäten etablierte. Seitdem kam es im Zuge eines Ausdifferenzierungsprozesses¹ immer wieder zu Neu- oder Umbenennungen, jedoch auch zu immer weitergehenden Abgrenzungen und Spezialisierungen innerhalb des Fachs,² sodass

- 1 Im Zuge dessen erfolgte auch die Umbenennung des ethnologischen Fachverbandes, der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde e. V., in Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie e. V. im Oktober 2017. Siehe Freie Universität Berlin 2017.
- 2 Auch die Bochumer Ethnologie orientiert sich beispielsweise im September 2017 mittels ihrer Umbenennung neu, indem der Name des Lehrstuhls von ›Sozialanthropologie‹ zu ›Ethnologie‹ geändert wird. Dies wird wie folgt begründet: »Der Bochumer Lehrstuhl für Ethnologie (früher: Sozialanthropologie) vermittelt in Lehre und Forschung das, was international Cultural und/oder Social Anthropology genannt wird. Innerhalb der Sektion teilt die Ethnologie mit der Sozialpsychologie nicht nur verschiedene theoriegeschichtliche Wurzeln, sondern auch denselben Gegenstandsbereich, nämlich den Zusammenhang zwischen Kultur, Individuum und Gesellschaft. [...] Ethnologie ist die adäquate Bezeichnung für den Lehrstuhl, weil er auf der Überzeugung basiert, dass eine kluge Anthropologie und Ethnographie zusammengehören: unsere theoretischen

im deutschsprachigen Raum inzwischen zwischen Kulturanthropologie (ehemals ›Volkskunde‹) und Sozialanthropologie (ehemals ›Völkerkunde‹) unterschieden wird.

Ein besonderer Zweig in der ethnologischen Forschung stellt die sogenannte *Anthropology at home* dar. Hierbei forschen Ethnologen in demjenigen Kontext, in dem sie selbst sozialisiert worden sind. Schiffauer nennt diese Entwicklung »[...] Anthropologie der industriellen und postindustriellen Gesellschaften und globaler Verflechtungszusammenhänge« (Schiffauer 2004: 502), die er zudem als »befreiend« (ebd.) beschreibt. Die Bemühungen des Forschens in der Heimat werden von Malinowski zwar als beschwerlich, jedoch auch als wertvoller Verdienst für Ethnologen angesehen (vgl. Malinowski 1939: xix). Auch Jackson sieht keine Notwendigkeit, ethnologische Forschung ausschließlich in der Ferne zu betreiben, und plädiert dafür, auch Phänomene in unmittelbarer Nähe des Ethnologen eine Chance zu geben: »*The exotico might be only five miles away – it is, indeed, all around one.*« (Jackson 1987: 8) Mit der Dichotomie von ›home‹ und ›abroad‹ hätten Ethnologen sich jedoch erstmalig intensiver mit der aufkommenden Exotismus-Debatte auseinandergesetzt, so Clifford und Marcus (1986). Ein weiterer Kritikpunkt an der herkömmlichen Forschung in der Ferne sei die Wahrnehmung des Ethnologen, der durch die übliche große Distanz zwischen ›field‹ und ›home‹ weniger als Person und mehr als forschendes Subjekt im Feld wahrgenommen werde (vgl. Gupta/Ferguson 1997). In der *Anthropology at Home* werde dies aufgebrochen, indem nicht nur der Forscher, sondern auch die Feldakteure differenzierter wahrgenommen würden, so Peirano: »[...] others [in the field] are both ourselves and those relatively different from us, whom we see as part of the same collectivity.« (Peirano 1998: 123) Durch diesen Perspektivwechsel nähern sich Ethnologen zunehmend auch disziplinären methodologischen Fragen neu an (vgl. Messerschmidt 1981). Jackson zeigt sich daher überzeugt: »[...] it is clear that ›anthropology at home‹ is here to stay from now onwards.« (Jackson 1987: 13)

3.2.2. Ethnologisches Arbeiten

Ethnologisches Arbeiten bedeutet vor allem, empirisch zu arbeiten. Der Forscher fungiert hierbei als Ethnograf. Auf Grundlage seiner empirischen Erhe-

Entwürfe basieren notwendigerweise auf langanhaltender und tiefer Felderfahrung mit Menschen vor Ort.« Siehe Ruhr-Universität Bochum 2018.

bungen entsteht als Endprodukt eine Ethnografie, ein schriftliches Erzeugnis, in dem die Beobachtungen des Forschers analysiert, diskutiert und theoretisch verortet werden. Durch den Beitrag der einzelnen Ethnografien können Theorien bestätigt, angezweifelt oder neu generiert werden und liefern so einen Beitrag zum wissenschaftlichen Diskurs. Der Frage nachgehend, was ethnografisches Arbeiten konkret bedeute, nennen Gobo und Molle neben der aufmerksamen Einbeziehung der fünf Sinne des Forschers fünf weitere Anhaltspunkte dafür, was Ethnologen bei ihrer Arbeit tun, nämlich (1) eine direkte Verbindung zu den Feldakteuren – den sozialen Akteuren – aufbauen und sich (2) mit ihnen in deren Umgebung aufhalten. Während des Verbringens gemeinsamer Zeit (3) beobachte der Ethnologe die Feldakteure in ihren sozialen Interaktionen, wobei (4) er selbst Teil davon werde, indem er an ihrem alltäglichen Leben teilnimmt. Er beschreibe deren Verhalten und (5) erlerne ihre sozialen Codes, um die Bedeutung ihrer Handlungen verstehen zu können (vgl. Gobo/Molle 2008: 4f.). Gewährleistet wird diese Arbeit durch die Methoden, derer Ethnologen sich vorwiegend bedienen: der teilnehmenden Beobachtung sowie qualitativer Interviewforschung. Mittels dichter Beschreibung werden diese Daten verschriftlicht und stellen die Materialsammlung des Forschers dar.

3.2.3. »Dichte Beschreibung« und ihre Herausforderungen

Geertz verwendet den Begriff der »Dichten Beschreibung« Ryles (1990), um »[...] die besondere geistige Anstrengung, die hinter allem steht, das komplizierte intellektuelle Wagnis [...]« (Geertz 2015: 10) der ethnografischen Arbeit und Analyse zu umreißen. Dabei sieht Geertz die Arbeit des Ethnologen darin begründet, Bedeutungsstrukturen und Begrifflichkeiten der Feldakteure herauszuarbeiten. Jedoch liefert er auch eine Beschreibung der Herausforderung, die damit einhergeht, nämlich das »Problem des ethnologischen Verstehens« (ebd.: 289). In Bezugnahme auf Malinowski und die an ihm geäußerte Kritik, in seinen privaten Forschungstagebüchern abwertend von seinen Forschungsteilnehmern zu sprechen, fragt sich Geertz, wie eine Wissensproduktion darüber, wie Feldakteure »denken, fühlen und wahrnehmen« (ebd.: 290) möglich werde. Konkreter fragt er:

»Wenn wir auf der strengen Forderung beharren, die Dinge aus der Perspektive des Eingeborenen zu betrachten – was wir meiner Meinung nach müssen –, wie stellt sich dann unsere Position dar, wenn wir nicht länger eine ein-

zigartige psychologische Nähe oder eine Art transkultureller Identifikation mit unserem Gegenstand beanspruchen können? Was wird aus dem Verstehen, wenn das Einfühlen entfällt?» (ebd.: 290)

Eine Lösung sieht er in der Entschlüsselung von »Symbolsystemen« (ebd.: 308) im Feld. So gelänge ein besseres Verständnis, ohne dem Anspruch gerecht werden zu müssen, selbst zum Forschungsteilnehmer in seiner jeweiligen Lebenswelt zu werden, um beide verstehen zu können. Um diese Akteursperspektiven aufzuzeigen, sei die dichte Beschreibung ideal. Eine weitere Lösung bietet die Selbstreflexion und Offenlegung des Forschungszugangs (vgl. Charmaz/Mitchell 2007), ferner deren Einbeziehung in die Datenanalyse sowie ihre Sichtbarmachung in der Ethnografie.

Ziegler (1998) kritisiert zurecht, dass Geertz' Ansatz methodologisch herausfordernd sei. Es mangle an konkreten Regeln für die Datenerhebung und es sei nicht nachvollziehbar, in welcher Weise ein Blickwinkel, der »noch eng an den Bedeutungsrahmen des untersuchten Feldes haftet« (Ziegler 1998: 52), schließlich zu einer dichten Perspektive beitragen könne. Dennoch habe ich mich bewusst für die Dichte Beschreibung entschieden, um Besonderheiten der Feldakteure herausarbeiten und diese deuten zu können. Diese Vorgehensweise ermöglicht es auch, die Individualität der Feldakteure als aktiv Handelnde aufzuzeigen. Die Offenheit des Umgangs in der Erhebung habe ich wiederum nutzen können, um mich im Feld keinen Beobachtungen zu verschließen. Weiterhin ermöglicht mir die Nähe zum Bedeutungsrahmen des Feldes, wie ich ihn durch Beobachtungen, gemeinsame Interaktionen und Gespräche mit den Feldakteuren erfahre, sicherzustellen, dass sich mir dieser in der Art und Weise erschlossen hat, wie die Feldakteure ihn wahrnehmen. Auch dieser Vorzug der interpretativen Ethnologie nach Geertz, nämlich »sich die soziale Welt aus der Perspektive ihrer Bewohner zu erschließen (ebd. 51) [...], ohne den Anspruch, eine [vermeintlich] objektive Realität nachzubilden« (ebd.), trug schließlich zur Entscheidung bei, die Dichte Beschreibung in der Arbeit als methodisches Werkzeug zu nutzen.

Um herauszuarbeiten, nach welchen Prinzipien die Akteure dieser Studie, die in ihrer Rolle als Flüchtlinge und Sozialarbeiter auftreten, ihre sozialweltlichen Erfahrungen hinsichtlich des Auftretens der Erscheinungsformen von Religion ordnen (vgl. Schütz 1971: 68), bedarf es einer gezielten Repräsentation dieser Einzelfälle. Diesem Anspruch wird in der Arbeit durch eine dichte Beschreibung nachgekommen, indem konkrete Verhaltensweisen und besondere Merkmale der Feldakteure eine Nennung und Deutung erfahren.

3.3. Bezüge der Forscherin

Im Folgenden sollen der Zugang zum Forschungsthema durch die Person der Forscherin, ihre lebensgeschichtlichen und forschungsbiografischen Bezüge zum Thema sowie ihre Präkonzepte vor Antritt der Forschung vorgestellt werden. Weiterhin werden die Rahmenbedingungen der Forschung, der konkrete Forschungszeitraum sowie die Herausforderungen des Projekts vorgestellt.

3.3.1. Lebensgeschichtliche Bezüge und Präkonzepte

Als 27-jährige, herkunftsdeutsche, hellhäutige Studierende in Nordrhein-Westfalen erlebte ich im Sommer 2015 den Beginn dessen, was später medial als ›Flüchtlingskrise‹ diskutiert werden würde. In den nordrhein-westfälischen Kommunen wurden Lösungen erarbeitet, ankommende Menschen unterzubringen. Die Gespräche im Kollegen- und Freundeskreis waren stets geprägt von dem, ›was gerade passiert‹, und allgemein waren Sommer und Herbst 2015 in meiner Wahrnehmung von Ungewissheit und Unklarheit geprägt, besonders aufgrund der Auswirkungen des syrischen Bürgerkrieges und der Unruhen in den als »Herkunftsstaaten« bezeichneten Gebieten sowie der nahezu kaum abschätzbaren Folgen für die europäische und vor allem für die deutsche Aufnahmegesellschaft bezüglich der Unterbringung und die Mittel- oder Langfristigkeit dieser Arrangements. Im September 2015 besuchte ich die Konferenz des größten ethnologischen Fachverbandes Deutschlands, deren Thema lautete: »Krisen. Re-Formationen von Leben, Macht und Welt.« Die Diskussionen in den Kaffeepausen und während der abendlichen Kneipenbesuche drehten sich auch hier vor allem darum, dass Ethnologen sich nun maßgeblich beteiligen müssten, um einen gesamtgesellschaftlichen Beitrag zu leisten.³

Ich interessierte mich dafür, wer die Menschen, die in Deutschland ankommen, eigentlich sind. Was sind ihre Hoffnungen, Befürchtungen und welche Perspektiven sehen sie für sich und ihre Familien? Im Oktober 2015 entwickelte ich als wissenschaftliche Hilfskraft ein erstes Exposé, in dem ich beabsichtigte, Ankommende auf kommunaler Ebene zu begleiten, um zu untersu-

3 Dies ist auf innerdisziplinäre Diskussionen zurückzuführen, ob und inwiefern Ethnologen sich als Berater für Presse, Medien oder Politik zur Verfügung stellen beziehungsweise inwiefern und weshalb sie so in Legitimierungszwänge gegenüber der wissenschaftlichen *Community* geraten.

chen, wie jene Menschen ihr neues Dasein zu ihrer Fluchtgeschichte und ihrem früheren Leben in Beziehung setzen. Im November übernahm ich daher die Koordination und Organisation eines universitären Projektes, das Studierende und Flüchtlinge am Standort einer Notunterkunft des Landes in einen Austausch bringen sollte. Dieses Projekt ermöglichte es mir nicht nur, erste Beobachtungen zu machen und Gespräche zu führen, sondern vor allem brachte es auch die Besonderheit eines fachlichen Austauschs mit sich, der durch die Reflexionssitzungen mit den teilnehmenden Studierenden und ihren unterschiedlichen kulturellen und sprachlichen Hintergründen entstand. Ab Dezember 2015 suchte ich zusätzlich städtische Unterbringungseinrichtungen auf und fand so zunehmend Forschungsteilnehmer, die bereits in der Kommune angekommen waren. Bald darauf erweiterte ich mein Feld um eine städtische weiterführende Schule, die zum Schuljahr 2015/16 drei Internationale Klassen eröffnet hatte. Als ich ab Dezember 2016 die Möglichkeit der Mitarbeit im RePLiR-Forschungskolleg erhielt, änderte sich der Blickwinkel meines Projektes. Ich entwickelte eine handlungspraktische Fragestellung und legte den Fokus meiner Felduntersuchung auf Erscheinungsformen von Religion, die ich beobachtet hatte.

3.3.2. Forschungsbiografische Bezüge

Im Rahmen der ersten Gespräche, die ich 2015 in der Notunterkunft zunächst mit Flüchtlingen führte (später folgten Gespräche mit Sozialarbeitern und dem Sicherheitspersonal), interessierte ich mich vor allem dafür, welche Themen diese selbst im Gespräch zur Sprache bringen und wie dies geschieht. Dabei spielten verschiedene Variablen eine Rolle. Zum Beispiel, mit wem und in wessen Beisein ich sprach. Frauen waren oftmals gesprächiger, wenn ihre Männer nicht anwesend waren, und auch dann, wenn ihre Kinder spielten und sie Zeit hatten, bei einem Tee zu sprechen. Jugendliche waren im Einzelgespräch aktiver als in der Gruppe, vor allem dann, wenn wir Unternehmungen tätigten, wie zum Beispiel einen Besuch der Bücherei. Längere und tiefgründige Gespräche mit Männern konnte ich zu Beginn der Forschung nur führen, wenn ich mit einem männlichen Studierenden anwesend war. Die Männer schienen mir als Frau, die sie allein anspricht, skeptisch gegenüber. In diesem Fall wurde ich häufig an deren Ehefrauen oder Schwestern verwiesen. Mit jüngeren Frauen und Männern ins Gespräch zu kommen, gelang meist ohne Umstände. Auch Kinder waren stets offen für ein Gespräch. Auch die kontextabhängige Wahrnehmung meiner Person interes-

sierte mich sowie, welche Themen von welchen Personen thematisiert wurden. So sprachen zunächst vor allem Menschen in den 20er- bis 40er-Jahren mit mir über ihre Religionszugehörigkeit. Etwa anlässlich ihrer Fluchthintergründe, bestimmter religiöser Traditionen oder Feierlichkeiten oder weil sie sich mit einer Konversion beschäftigten oder sogar (im Herkunftsland oder in Deutschland) bereits konvertiert waren. Kinder und ältere Menschen thematisierten religionsbezogene Themen seltener. Auch gab es hierzu kaum Diskussionen mit Kindern im Grundschulalter oder älteren Menschen, wohingegen die zuvor beschriebene Gruppe mir häufiger Fragen zur Religionsausübung oder der Rolle der Religion in Deutschland stellte und teilweise offen in Diskussionen eintrat. Eine große Rolle für alle Bewohner schien die Verpflegung in der Unterkunft zu spielen. Nicht nur, inwiefern die Mahlzeiten *halal* waren, sondern vor allem wurden typische Speisen und Gewürze aus den Herkunftsländern vermisst. Kaltes Abendessen, Schwarz- und Weißbrot mit Aufstrich, Aufschnitt, Obst und Gemüse sowie Pudding als Nachspeise, waren alles andere als beliebt. Vielen war unverständlich, wie kalte Kost als Abendessen gelten könne. Trotz der großen Heterogenität hinsichtlich der Hintergründe der Menschen wiesen meine gesammelten Daten stets auch religionsbezogene Kategorien auf, sodass ich bald einen Schwerpunkt darauf legte. Gerade am Beispiel des Ramadans konnte ich ablesen, welchen Stellenwert dieser Zeitraum für einige der Feldakteure hatte, indem ich zum Beispiel beobachtete, wie und von wem die angebotenen Aktivitäten der Studierenden für die Feldakteure angenommen wurden. Dabei interessierte mich auch: Wie gestaltet sich Ramadan 2016 an der Unterkunft überhaupt aus und welche (Entscheidungs-)Prozesse gehen dem voraus? Ist ein Imam zu dieser Zeit auf dem Gelände erlaubt oder nicht? Suchen die Bewohner anlässlich des Eid-Festes eine Moschee außerhalb der Unterkunft auf und falls ja, wie erfolgt die Kontaktherstellung zu dieser? Wo verrichten muslimische Bewohner ihre Gebete beziehungsweise wie sieht die Kommunikation unter den Bewohnern überhaupt aus? Ist ›Religion‹ ein *Bonding*- oder sogar *Bridging*-Kriterium⁴, um

4 In Anlehnung an Bourdieus Sozialkapital-Theorie (1983), die tatsächliche wie auch potenzielle Ressourcen durch soziale Beziehungen definiert, identifiziert Putnam *soziales Vertrauen* und Kooperationsbereitschaft von Akteuren zur Schaffung von Sozialkapital. In seinem *Bridging-und-Bonding*-Ansatz argumentiert Putnam, dass *bonding* die Fähigkeit sei, mit Menschen Kontakt aufzunehmen, die bestimmte Merkmale oder Vorlieben teilen, zum Beispiel Alter, Geschlecht, Religion oder Fan eines bestimmten Footballteams zu sein. *Bridging* hingegen bezeichne die Fähigkeit, Kontakte darüber hinaus

mit einem der knapp 800 bis dato fremden Bewohner in einer Notunterkunft ins Gespräch zu kommen?

Ab Dezember 2016 hatte ich die Möglichkeit, diesen Fragen im Rahmen meiner Tätigkeit im Forschungskolleg ›Religiöse Pluralität‹ und ihre Regulierung in der Region nachzugehen.

3.3.3. Präkonzepte

Nach Breuer et al. bezeichnen Präkonzepte »persönlich[e] Vorstellungen, Kognitionen, Emotions- und Handlungsmuster bezüglich des [Forschungs-]Gegenstands [...] die eigen[e] Denk- und Herangehensweisen in Bezug auf die Themenstellung prägen.« (Breuer et al. 2018: 119)

Dahin gehend waren mir zwar einige wissenschaftliche Theorien um Migration und Flucht bekannt, viele praktische und juristische Dimensionen jedoch weniger. So musste ich mir zunächst das aktuelle Asylsystem und damit einhergehende Fachtermini erschließen. Weiterhin arbeitete ich mich darin ein, wie und nach welchen Vorgaben die konkrete Zuteilung der Ankommenden in die Bundesländer und letztlich Kommunen und Einrichtungen erfolgte. Dieses Wissen um zum Beispiel das konkrete Zuteilungsverfahren auf die Unterkünfte in Nordrhein-Westfalen war insofern hilfreich, als es mich für die bisherigen Stationen der Feldakteure sensibilisierte, mit denen ich sprach. So wurde mir klar, dass alle, die ich in der kommunalen Unterkunft traf, vorher in einer Großeinrichtung auf eine Entscheidung gewartet hatten und dass die meisten von ihnen eine Zuweisung in eine Kommune als freudigen Umstand aufnahmen, auch wenn es sich möglicherweise nicht um die bevorzugte Kommune handelte, in der schon Familien aus dem Herkunftsland lebten.

3.3.4. Rahmenbedingungen der Forschung

Nachdem Mitte Oktober 2015 eine Projektidee für ein Austauschprojekt zwischen Flüchtlingen und Studierenden entwickelt worden war und Kontakt zu Ansprechpartnern in der Notunterkunft bestand, die dem Projekt zustimmen, begann Anfang November 2015 die Zeit der Feldforschung mit wöchentlichen Besuchen im Feld, die sich sukzessive steigerten. Zunehmend fanden

zu erschließen, also mit Menschen, die einem selbst unähnlich seien, also zum Beispiel mit einem Fan eines gegnerischen Footballteams (Putnam 2001: 22f.).

Gespräche außerhalb der Unterkunft statt (zum Beispiel im gegenüberliegenden Café) oder, ab 2016, sogar außerhalb des Stadtteils im Stadtzentrum, der für die Teilnehmer nur durch eine 20 bis 30-minütige Busfahrt erreichbar war. Die Feldforschung wurde parallel ab Februar 2016 im Schuljahr 2015/16 auch in einer internationalen Klasse einer Hauptschule durchgeführt und endete im Juli 2017 mit dem letzten Schultag in Nordrhein-Westfalen während des Schuljahrs 2016/2017. Im August und September 2017 folgten noch einzelne Gespräche mit Experten im Feld, um punktuelle Nachfragen zu klären.

3.3.5. Herausforderungen

Neben den Vorzügen einer Forschung in der Heimat stellte die Konzeption des Forschungsvorhabens als *Anthropology at Home* auch eine Herausforderung, dar. Diese ist in vier Punkte zu unterteilen: (1) Wann ist der Schlusspunkt der Feldforschung erreicht? Wann habe ich ausreichend Material zusammengetragen, um meine Forschungsfrage zu beantworten? Die Beendigung der Forschung und damit der Ausstieg aus dem Feld gestaltete sich, im Unterschied zu ethnografischen Forschungsunternehmungen »in der Fremde«, zunächst offen. Diese Flexibilität führte jedoch zunehmend auch zu einer Belastung. (2) Wie gehe ich damit um, dass ich mitunter frustriert von einzelnen Situationen im Feld bin aufgrund der Tatsache, dass ich so viel Zeit dort verbringe? In den meisten Wochen verbrachte ich ein bis zwei volle Tage zu jeweils sechs bis acht Stunden in der kommunalen Unterkunft und zwei volle Tage mit den Schülern in der Schule. An Freitagen führte ich vormittags Lehraufträge durch und war nachmittags ab 16 Uhr im Jugendklub der Einrichtung, wo ich oft bis zum Ende um 20 Uhr mit den jungen Erwachsenen sprach und spielte (vor allem Billard, Mario Kart und FIFA 17). An Wochenenden war ich ebenfalls regelmäßig in der Unterkunft zum Teetrinken, gemeinsamen Essen oder zu besonderen Feierlichkeiten wie Beschneidungszeremonien oder Geburtstagen eingeladen. In der übrigen Zeit führte ich Experteninterviews, transkribierte und kodierte Erlebtes, schrieb Memos dazu und durchlebte somit die jeweiligen Situationen erneut. Zum Ende der Feldforschung hatte ich an einigen Tagen das Gefühl, meine Familie lediglich im Feld zu sehen (zum Beispiel, wenn wir explizit als Familie zum Essen bei Feldakteuren eingeladen waren) oder gemeinsam an Feierlichkeiten der Unterkunft teilnehmen. Dies machte wiederum die Herstellung von Distanz zum Feld (3) notwendig, die es mir erlaubt, mit geschärftem Blick eine Analyse meiner Daten vorzunehmen. All diese Fragen stellten sich mir. Auch

die Gespräche mit meiner Familie und Freunden sowie die Medienberichterstattung in dieser Zeit waren, in meiner Wahrnehmung, durchdrungen von ›Flucht‹ und ›Geflüchteten‹.⁵ Ich brauchte daher Distanz vom Feld und musste meiner Datenerhebungsphase ein Ende setzen. Eine zunächst räumliche Distanz fand ich dann erstmalig nach Ende der Feldforschungsphase im Sommer 2017. Aufgrund der medialen Konzentration auf Flüchtlinge und deren Aufnahme wurde mir gleichermaßen (4) eine Positionierung abverlangt, die mich selbst im öffentlichen Diskurs um Flucht und Flüchtlinge verortet. Es galt, die politisch aufgeladenen und vielfach öffentlich-medial diskutierten Aspekte des Themenspektrums um Flüchtlinge mit diesen als Vertreterin der deutschen Bevölkerung auszuhandeln. Nicht selten wurde ich in Diskussionen in der Notunterkunft beziehungsweise der späteren Erstaufnahmeeinrichtung verwickelt, die direkt oder indirekt eine Positionierung erforderlich machte. Diese Diskussionen vermittelten mir unter anderem, wie ich im Feld wahrgenommen und eingeordnet wurde, sowie, welche Erwartungen an mich herangetragen werden. Ein besonderes Moment dieser Art waren die Gespräche in den Wochen nach der sogenannten Kölner Silvesternacht 2015/16⁶. In der Großunterkunft wurden Aushänge des Ereignisses in den Hausfluren angebracht und auf Arabisch übersetzt. Einige Feldakteure äußerten sich daraufhin mir gegenüber beschämt diesbezüglich, andere jedoch wollten mich mit Nachdruck wissen lassen, wie sehr sie die Übergriffe verurteilten, sie fürchteten einen ›Generalverdacht‹ gegenüber geflüchteten Männern beziehungsweise eine harsche Ablehnungspolitik infolge der Geschehnisse. Dabei wurde ich explizit als deutsche Frau in die Diskussionen einbezogen, die gefragt wurde, ob sich ihr jemals ein Mann aus der Unterkunft mit den falschen

5 An dieser Stelle danke ich Ioannis Manos, der mich gut beriet, indem er feststellte: »The field is taking its toll on you. It doesn't matter *when* you'll stop research -- now [Mai 2017] or in December. You'll *never* be done collecting data.« Die Gespräche mit ihm und auch mit Levent Tezcan bestärkten mich letztlich darin, den Endpunkt der Felduntersuchungen eindeutig festzulegen.

6 In der Nacht des Jahreswechsels 2015/2016 auf der Kölner Domplatte war es zu sexuellen Übergriffen auf Frauen sowie Diebstählen gekommen (vgl. Behrendes 2016: 326). Behrendes erläutert zur Herkunft der Täter: »Die Polizei Köln ermittelte bis Mitte Juli 2016 rund 200 Tatverdächtige, von denen ca. 85 % erst vor kurzem als Flüchtlinge, Asylsuchende bzw. irregulär eingereiste Migranten nach Deutschland gekommen waren. Jeweils rund 30 % dieser Tatverdächtigen stammen aus Marokko oder Algerien. Nur ca. 5 % der Verdächtigen hatten zur Tatzeit einen Wohnsitz oder Aufenthaltsort in Köln.« (Behrendes 2016: 327).

Absichten genähert habe. Weiterhin wurde von einigen Feldakteuren eine klare Positionierung von mir gefordert, ob und inwiefern sich die Geschehnisse auf meinen Kontakt zur Einrichtung und zu den Feldakteuren auswirken würden.

Zu einer weiteren Situation dieser Art kam es ein Jahr später im Dezember 2016 anlässlich des Attentats auf einen Berliner Weihnachtsmarkt⁷. Am Dienstagnachmittag, dem 20. Dezember 2016 bin ich mit dem 17-jährigen Mohamad Sayed⁸ auf dem Weihnachtsmarkt verabredet. Es wäre sein erster Besuch gewesen. 9 Uhr morgens schickt er mir eine Sprachnachricht auf ›WhatsApp‹:

»Natalie, I'm Muslim but I'm shocked about what happened yesterday. I don't think we should go to the Christmas Market today. I wish the best to you and your family. Wir können nächstes Mal uns treffen. Wann und wo möchtest du? Yeah, ein bisschen Deutsch, ein bisschen progress habe ich gemacht. Sag hallo zu deine große Mann und kleine Mann. Es tut mir sehr leid.«

In derselben Woche führte ich viele Gespräche an der Unterkunft mit Menschen, die sich bei mir entschuldigten. Sie nahmen mich erneut als Vertreterin der deutschen Gesellschaft wahr, jedoch auch als Christin. Die Dimension und Unverhofftheit des Attentats ängstigte viele. Die 11-jährige Nour Sayed sagt mir dazu weinend im Zwiegespräch: »Weißt du, sind wir weggelaufen von Leute, die machen sowas. Jetzt kommen her. Gibt es kein Ende«. Es wird nicht nur eine Schädigung des Rufes der Gruppe der Flüchtlinge befürchtet, sondern zusätzlich eine Welle von Attentaten im neuen Ankunftsland, das für die Flüchtlinge aus bestimmten Herkunftsländern bis dato als sicher galt. Nachdem einige Wochen vergangen waren und das Attentat erneut thematisiert wurde, sprachen wir darüber, dass ich zwar keine Christin bin, das Ereignis mich aber dennoch verletzt. Mohamad, mit dem ich einen Tag nach den Geschehnissen verabredet war, argumentiert, dass es für Christen jedoch besonders verletzend sein müsse, da er das Christentum als friedliche Religion wahrnehme.

7 Am 19. Dezember 2016 wurde ein Attentat auf den Berliner Weihnachtsmarkt an der Gedächtniskirche verübt. Der Täter hatte zuvor Asyl beantragt und tötete im Zuge des Attentats elf Menschen, indem er einen Lkw in eine Menschenmenge steuerte. Seitdem sind auf vielen deutschen Weihnachtsmärkten Barrieren errichtet worden. Weiterhin sehen neue Sicherheitskonzepte vor, dass verstärkt Polizeibeamte im Einsatz sind. Siehe exemplarisch Schaible 2017.

8 Jegliche Personennamen sind anonymisiert.

Die Asymmetrie zwischen Forscherin und Feldakteuren stellte sich als weitere Herausforderung heraus. Ich hatte mich zu Beginn der Forschung dazu entschlossen, den Feldakteuren meine private Handynummer zu geben, da wir so ohne Umwege auch kurzfristig in Kontakt stehen konnten. Schnell wurde ich auch über andere soziale Netzwerke und Messenger »gefunden« und kontaktiert, sodass ich nicht nur Anrufe erhielt, sondern auch »WhatsApp-Nachrichten, Instagram-Nachrichten und -Kommentare sowie Facebook-Nachrichten. Dies war vor allem hilfreich, um mit denjenigen in Kontakt zu bleiben, die des Landes verwiesen wurden und nun, teilweise nach mehreren Jahren in Deutschland, wieder Fuß in der alten Heimat fassen mussten. Jedoch war gerade das Nachrichtenverhalten der Kinder und Jugendlichen, mit denen ich arbeitete, überfordernd.⁹ Es spiegelte ein ungezwungenes Erkunden nach dem Anderen, genau so, wie man es im Flur der Flüchtlingsunterkunft tut, wenn man sich begegnet. Mir war es jedoch bis dato fremd und irritierte mich teilweise. Es war durchaus auch von Vorteil, im ständigen Kontakt zu stehen und mit Kindern, deren Eltern und auch deren Lehrern kommunizieren zu können. Dennoch war es insbesondere nach Abschluss der Feld-Phase schwierig, einen Weg zu finden, die Kommunikation auf den bisherigen Weg zu reduzieren. Einen Weg fand ich unter anderem durch persönliche Gespräche, um meine Situation zu erklären. Einige Jugendliche argumentierten, da ich nach Abschluss der Forschung nicht mehr in der Schule sei, wollten sie mich auf dem Laufenden halten, was dort geschehe, und konnten nicht nachvollziehen, dass ich nicht mehr immer erreichbar war. Ich versuchte insofern damit umzugehen, als ich mir einen festen Zeitraum am Tag zum Lesen und Beantworten der Nachrichten reservierte. Die Asymmetrie zwischen Forscher und »Beforscht« ist unauflöslich und wird von Hong und Duff in Hinblick auf Distanz zu Recht als »Dilemma« beschrieben (Hong und Duff 2002: 190; vgl. DeWalt und DeWalt 1998). Die strukturelle Ungleichheit zwischen beiden Gruppen ist Teil des Systems und zeigt sich unter anderem darin, dass ich als Forscherin bestimmte Privilegien genieße, wie zum Beispiel dahin gehend, mich jederzeit dem Feld entziehen zu können, indem ich meine Forschungsarbeit beende.

Die Vorteile der *Anthropology at Home* für die Forschung sind damit zu begründen, dass mir das kulturelle und organisatorische System sowie dessen spezifische Muster mitsamt den Interaktionsweisen und kulturellen Codes

9 Beispiele für die Kommunikation als Screenshot siehe Anhang.

bereits bekannt waren. Auch die gute Erreichbarkeit der einzelnen Feldstationen machte es möglich, entsprechend viel Zeit vor Ort zu verbringen. Bedeutsame Akteure meines Feldes waren mir in einigen Fällen bereits bekannt oder wurden mir durch kommunale Kontakte vermittelt, sodass ich diesen Hinweisen zügig nachgehen konnte. Somit war es mir möglich, die Erfahrungen der Feldakteure einzuordnen und in Beziehung zu setzen und auch an den jeweiligen Orten Auskünfte einzuholen.

Herausforderungen dieser Art, eine Positionierung und Haltung im Feld einzunehmen und über diese Rolle zu reflektieren, die Vorzüge der *Anthropology at Home* sowie deren Schwierigkeiten, zum Beispiel eine strukturell bedingte Asymmetrie zu akzeptieren und die Grenzen und Spannungsverhältnisse von Nähe und Distanz im Feld auszuloten, haben das Forschungsvorhaben und vor allem -verhalten stets geformt und geprägt.

3.4. Konstruktion des ›Feldes‹

Das Forschungsfeld als solches wird vom Forscher um seinen Untersuchungsgegenstand herum konstruiert. Einzelne Settings des Feldes können physisch begreifbar sein, das gesamte ›Feld‹ besteht jedoch als Konstrukt, das zur Untersuchung eines bestimmten Sachverhalts gewählt wird. Die im Feld befindlichen Menschen, deren soziale Interaktionsprozesse im jeweiligen Sozialraum untersucht werden, werden als Feldakteure bezeichnet. Diejenigen Feldakteure, die in der vorliegenden Studie mitwirken, indem sie Teil von ihr sind, zum Beispiel dadurch, dass ihr Handeln in Beobachtungsprotokollen beschrieben wird, oder dadurch, dass sie an Interviews teilnehmen, werden als Feldakteure bezeichnet. Die Konstruktion des Feldes erfolgt sukzessive mithilfe der Begleitung der Feldakteure durch ihren Alltag. Damit kann ihr jeweiliger Interaktionsradius festgestellt werden. Auf dieser Grundlage erfolgt jeweils eine Entscheidung, von den Feldakteuren aufgesuchte Orte als Feldsetting hinzuzuziehen oder nicht. In Abhängigkeit von der Häufigkeit des Aufsuchens des jeweiligen Ortes sowie von seiner Funktion als Bedeutungsträger für die Feldakteure wurde diese Entscheidung gefällt. Im Folgenden werden die einzelnen Forschungssettings vorgestellt.

Das Hauptsetting bilden Flüchtlingsunterbringungen in einer nordrhein-westfälischen Kommune, die im Folgenden Mittstadt heißt. Diese setzen sich zusammen aus einer zentralen Unterkunft des Landes – ausgelegt für bis zu 800 Personen, die bis November 2016 als Landesnotunterkunft fungierte, spä-

ter dann als Erstaufnahmeeinrichtung, ferner sowohl ›kommunale‹ als auch ›Landesflüchtlinge‹ aufnahm und zudem ein Ankunftscenter des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF) beherbergte – sowie einer kommunalen Unterkunft in einem ehemaligen Behördengebäude in Mittstadt. Da in der kommunalen Einrichtung eine Vielzahl von Familien lebt, deren ältere Kinder meist Schüler einer Internationalen Klasse einer städtischen Hauptschule Mittstadts sind, bildet diese ein Nebensetting der Forschung. Mit einer Gesamtschülerschaft von etwa 300 Schülern nahm die Schule zum Schuljahr 2015/16 50 geflüchtete Kinder in die sogenannte Internationale Klasse auf. Die Schüler im Alter von 10 bis 17 Jahren werden in drei Gruppen mit individuellen Stundenplänen unterrichtet. Die Schule als zweites Forschungssetting wurde von Februar 2016 bis Juli 2017 besucht, vormittags im Unterricht sowie als Begleitung auf Ausflügen und nachmittags im Ganztagsbereich.

Das dritte Setting als Nebenschauplatz ist ein Jugendclub, in dem sich einige Feldakteure, zumeist Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 14 und 25 Jahren, freitags zwischen 16 und 20 Uhr aufhalten. Das Angebot des nahegelegenen Kirchenvereins bietet mehrere Räume im Untergeschoss des Gemeindegebäudes unweit der kommunalen Unterkunft. Im Eingangsbereich steht ein Billardtisch. Außerdem gibt es eine kleine Theke mit Barhockern, an denen man nicht-alkoholische Kalt- und Heißgetränke sowie Snacks erwerben kann. In demselben Raum stehen zwei Sofas und ein kleiner runder Couchtisch. In den Räumen nebenan sind verschiedene Spielekonsolen vor Sitzgelegenheiten aufgebaut. In einem weiteren Raum stehen Tische und Stühle. Dieser Raum wird vorrangig dazu genutzt, ein Sprachangebot durchzuführen. Betreut wird der Jugendtreff von einem angehenden Sozialarbeiter, der das Projekt als Studienleistung eigenständig ausgearbeitet hat und für sechs Monate leitet. Die Kirche hat dafür die Räumlichkeiten gestellt. Im Jugendklub verbringe ich vor allem Zeit mit Mohamad Sayed und den Brüdern Saad und Adil Rahmani.

Das letzte Forschungssetting des Feldes umfasst sämtliche Bereiche des täglichen Lebens, in welche die Feldakteure eintreten: Supermärkte, Arztpraxen, Kindertagesstätten, Behörden wie das Jobcenter sowie religiöse und nicht-religiöse Organisationen und Vereine. Die Studie fokussiert im Folgenden jedoch auf den Kontext der Flüchtlingsunterkunft, konkreter der Erstaufnahmeeinrichtung sowie der kommunalen Unterkunft, um Erscheinungsformen von Religion und sich daraus ergebende Aushandlungsprozesse zu beobachten und zu beschreiben.

3.5. Forscherin sein

Im Folgenden wird die Forscherin in Aspekten ihrer Positionierung beschrieben und reflektiert. Dabei wird davon ausgegangen, dass die Feldakteure jeweils als Subjekte agieren und reagieren und sich wechselseitig beeinflussen.

3.5.1. Positionierung

Unter ›Positionierung‹ des Forschers werden dessen Verortung und Wahrnehmung im Feld verstanden. Dazu werden bereits vor Forschungsantritt sowie konsequent während der Forschung Überlegungen angestellt, die folgende Fragen einzubeziehen: Wie positioniere ich mich im Feld? In welchen Rollen befinde ich mich? Wie werde ich im Feld jeweils eingeordnet? Welche Erwartungshaltungen gehen mit welcher Rolle einher? Welche Hierarchien bedingen dies oder gehen daraus hervor?

Es war mein methodischer Anspruch, im Feld authentisch zu sein. Das heißt, Emotionen, die ich zum jeweiligen Zeitpunkt empfand, auch zu zeigen und die Reaktionen der anderen Feldakteure darauf jeweils zu erfahren und zu reflektieren. Allerdings gab es durchaus Situationen, in denen ich mich bewusst zurückgenommen habe und mich in Form der teilnehmenden Beobachtung auf das Beobachten fokussierte. Dies war vor allem in Situationen der Fall, in denen die Interaktionen im Feld oder eine Narration eines Feldakteurs im Vordergrund stehen sollten. So unterbrach ich zum Beispiel in narrativen Interviews die Erzählenden nicht, um ihnen Raum zu geben, ihre Erzählung so auszugestalten und fortzuführen, wie sie es für richtig hielten. Weiterhin unterbrach ich Konfliktsituationen zwischen Feldakteuren nur dann, wenn meiner Einschätzung nach niemand anderes hätte eingreifen können, um einen eskalierenden Konflikt aufzulösen oder Schutz zu gewährleisten. Somit kam mir punktuell auch die Rolle einer Schlichterin im Feld zu.

Um mich selbst in der Wahrnehmung der Feldakteure verstehen zu können, machte ich mir Notizen zu deren Aussagen oder Andeutungen sowie zu meinem jeweiligen Auftreten und Emotionen, die im Feld zum Tragen kamen. Die Grundlage hierfür sind unter anderem meine äußerlichen Erscheinungsmerkmale: circa 1,60 m groß, blonde Haare, die ich meist in einem Pferdeschwanz oder Dutt trug, helle Haut und ein akzentfreies Deutsch. Im Forschungszeitraum war ich zwischen 27 und 29 Jahren alt. Um meinen »Reizwert« (Devereux 1988: 40ff.), also die Wahrnehmung meiner Person, aus Perspektive der Feldakteure verstehen zu können, achtete ich darauf, wel-

che Resonanzen oder Reaktionen mein Dasein auslöste. Anhand bestimmter Kriterien wird somit nachvollziehbar, welche Rollen mir im Feld zugewiesen wurden und mit welcher Legitimation dies erfolgte. Durch meine jeweilige Verortung, die punktuell nicht immer konfliktfrei verlief, wurden mir auch Hierarchien unter den Feldakteuren, von denen ich selbst einer bin, deutlich. Dieses Verständnis wiederum ist nützlich, um beobachtete Phänomene in bestimmten Situationen verstehen zu können.

3.5.2. Feldzugang und Herausforderungen

Mein Feldzugang gestaltete sich je nach Setting unterschiedlich. So galt es nicht nur, einen Zugang als hellhäutige Frau zu finden, sondern auch als wahrgenommene Mit-Zwanzigerin sowie als Mutter. Auch meine Körpergröße von 1,60 m wurde relevant, als die Kontaktaufnahme mit potenziellen *Gatekeepern* begann, da sie zusätzlich dazu beitrug, von diesen im Feld als jung und möglicherweise unerfahren oder unprofessionell wahrgenommen zu werden. Die *Gatekeeper* im Setting der Unterkünfte waren jeweils Sozialarbeiterinnen. Auch deren (jeweils männliche) Vorgesetzte galt es, von meinem Forschungsvorhaben zu überzeugen. Im Setting der Schule war es ein intensives Kennenlerngespräch mit der Schulleiterin, das darüber entschied, ob ich das Setting meinem Forschungsfeld hinzurechnen konnte oder nicht. Meine Wahrnehmung, die mir nach einer E-Mail-Korrespondenz beim ersten persönlichen Treffen unter anderem durch Aussagen wie »Huch, na Sie hab« ich mir aber älter vorgestellt.« oder »Und wie lange machen Sie das eigentlich schon?« bestätigt wurde, versuchte ich mittels eines selbstbewussten und bestimmten Auftretens zu kompensieren. Weiterhin erläuterte ich klar und deutlich Motivation, Ziel und Inhalt meines Forschungsvorhabens und fragte gezielt nach, ab wann mit einer Rückmeldung hierzu zu rechnen sei, um Verbindlichkeit zu signalisieren. Auch das äußerliche Erscheinungsbild passte ich dahin gehend an, dass ich anlässlich der ersten Feldkontakte mit Experten eher förmlich jedoch dem Feld angemessen auftrat. So trug ich zum Beispiel Jeanshose und Blazer und trug die Haare zurückgebunden. Nach und nach erarbeitete ich mir jeweils einen individuellen Zugang zu den verschiedenen Settings innerhalb der Institutionen – der Kinderbetreuung und des Jugendklubs im Setting der Unterkunft – sowie zu den Klassenräumen, zum Lehrerzimmer, zum Pausenhof und zur Ganztagsbetreuung im Setting der Schule. Im Feld angekommen erfolgte das »Rekrutierungsvorgehen« dann nach dem sogenannten Schneeballprinzip. Insofern gestaltete sich die Akquise von Feld-

akteuren recht offen. Ich ging auf Menschen zu, führte erste Gespräche und folgte jeweils Hinweisen, die ich erhielt, um weitere Menschen kennenzulernen. Einige Kontakte lösten sich auf, da Feldakteure zum Beispiel des Landes verwiesen wurden oder weiterzogen. Andere Kontakte wiederum verstetigten sich und wurden intensiver. Sukzessive ergab sich so ein Netzwerk, in dem ich wiederum Beziehungsgeflechte, Hierarchien und Interaktionsmuster identifizieren konnte, je länger ich die Menschen begleitete und an ihrem Alltag teilhatte.

Um den Kontakt zu den Feldakteuren zu halten, stellte sich bereits in der Sondierungsphase im Feld heraus, dass eine Kommunikationsentscheidung getroffen werden müsse. Regelmäßig wurde ich nach der Handynummer gefragt, um Kontakt über den Messenger-Dienst ›WhatsApp‹ zu halten. Dies wägte ich anhand der Kriterien der Erreichbarkeit sowie der Abgrenzung der Forschung von meinem Privatleben ab. Meine Überlegungen ergaben, dass die Erreichbarkeit per E-Mail bei den wenigsten Personen gewährleistet ist, da die Kommunikation für die meisten Feldakteure über Messenger-Dienste funktioniert, die auch Sprachnachrichten ermöglichen, da nicht alle Feldakteure alphabetisiert sind. Weiterhin erlaubt es die Smartphone-App, auch per Videotelefonie zu kommunizieren, was viele Flüchtlinge regelmäßig nutzen, um mit Familie und Freunden in den Herkunftsländern Informationen auszutauschen. Vor allem aber sind die Gruppenchats beliebt, in denen ganze Familien miteinander in Echtzeit kommunizieren, sowie die Funktion der Status-Updates, die schnell darüber informieren, was der Nutzer gerade tut oder wo er sich befindet.¹⁰ Das Aufsuchen in der Unterkunft als einzige Kontaktmöglichkeit wäre ebenfalls möglich gewesen, beziehungsweise ist dies ein nicht unüblicher Zugang einzelner Forscher. Dabei wird das Feld regelmäßig aufgesucht, um Feldakteure zu treffen und Gespräche zu führen. Kritisch an diesen ›Stippvisiten‹ im Besuchsformat erschien mir jedoch, dass der Kontakt einseitig von mir ausgegangen wäre und die Teilnehmer zwar hätten entscheiden können, ob sie die Forschende an diesem Tag treffen möchten oder nicht, damit wäre jedoch die Möglichkeit ausgefallen, aktiv Kontakt aufzunehmen. Ein weiterer Nachteil hätte darin bestanden, Ereignisse und Entwicklungen im Feld zu verpassen und nur erzählt zu bekommen oder gar nicht informiert zu werden, sofern man lediglich eine Besucherrolle innehat.

10 So lautete die Status-Mitteilung eines Teilnehmers lange Zeit: »Inshallah DEUTSCHLAND« und sollte die Angehörigen in Syrien wissen lassen, dass er es geschafft habe, in Deutschland anzukommen.

Das Kriterium der Privatsphäre hingegen erschien mir schwieriger abzuwägen. Die Sozialarbeiter im Feld rieten dringend davon ab, Handynummern auszutauschen und beriefen sich dabei darauf, dass sie selbst nur Diensthandys in der Unterkunft verwendeten. Zugleich warnten sie vor »unmoralischen Anfragen« nach finanzieller Unterstützung oder davor, eingebunden zu werden in den Asylprozess mitsamt der Begleitung zu Terminen oder Übersetzungsarbeiten. Doch nicht nur vor Flüchtlingen, die versuchen Ressourcen anzupapfen, wurde ich gewarnt, sondern auch davor, in Situationen zu geraten, aus denen man nicht mehr herauskäme, sei es, weil man überrumpelt werde oder aus einem Verpflichtungsgefühl heraus handle. Und tatsächlich berichteten Studierende in Reflexionssitzungen von Grenzüberschreitungen, die ihnen unangenehm gewesen seien. Ein Flirt, der zu weit geht, indem ein junger Mann beim gemeinsamen Sitzen auf einer Couch immer näher rückt, oder eine Liebesbekundung, der man sich in dem Moment der Äußerung nicht habe entziehen können. Auch ich machte einmalig die Erfahrung, gemeinsam mit einer Kollegin von jungen Männern bedrängt worden zu sein, was ich unter anderem auf ostentative Macht- und Männlichkeitsdemonstrationen sowie die bestehende Gruppendynamik zurückführte. Das Argument der Sozialarbeiter, sich abzugrenzen, indem man weder Adresse noch Handynummer kommuniziere, erschien daher nachvollziehbar, wobei es auch Lücken aufwies. Schließlich könnte die ergatterte Handynummer bei einem jungen Mann zwar den Eindruck erwecken, es lohne sich, sich um eine junge Studentin oder Forscherin zu bemühen, gleichzeitig könnte dieser Eindruck auch ohne Handykontakt entstehen und schlicht der sozialen Situation geschuldet sein. Dass, um sich in solchen Momenten behaupten zu können, zuvor Strategien mit Kollegen und Studierenden durchdacht und besprochen werden, erschien mir daher hilfreicher. Zudem tragen jene Überlegungen, im Sinne der *Sensory Ethnography* (vgl. Pink 2010), zur Wahrnehmung des Feldes als solchem bei und formen zukünftige Begegnungen in diesem. Doch sollte ich forcieren, das Feld von meinem Privatleben zu trennen? In der Besucherrolle wäre dies eventuell gelungen, jedoch widersprach diese all meinen Vorannahmen und Vorhaben als Ethnologin, die sich auf das Feld und dessen Akteure einlässt, diese begleitet und an deren Leben teilhat. Wie sollte ich dies gewährleisten, ohne zumindest punktuelle Verschränkungen mit meinem Privatleben zuzulassen? Und in welchem zeitlichen Rahmen wäre dies überhaupt realisierbar? Basierend auf diesen Überlegungen um Positionierung entschied ich mich dafür, Handynummern im Feld zu tauschen, um in Kontakt zu bleiben. In einem Fall tauschte ich auch Facebook-Benutzernamen

mit einem ausgewiesenen 11-jährigen Mädchen, Aldoniza Bozhdaraj, die kein eigenes Handy besaß. Der Kontakt wurde jedoch nie bestätigt und das Profil, zurück im Herkunftsland Albanien, gelöscht. Auch der Kontaktaufnahme über die App ›Instagram‹, die das Hochladen und Kommentieren privater Fotos ermöglicht, stimmte ich in einem Fall zu. Der 17-jährige Iraker Mohamad hatte auf seinem Profil eine Bilder-Sammlung seiner Eindrücke aus seiner Heimat, während der Flucht, in Deutschland und schließlich auch seiner Erkundungen Mittstadts angelegt. Ich sah durch sein virtuelles Fotoalbum und lernte einen damals 14-jährigen wohlgenährten Jugendlichen kennen, der sich auf den ersten Bildern nach der Flucht zu einem hageren Barträger mit ausdruckslosen Augen gewandelt hatte. Auf seinen Bildern aus der Zeit im Irak war er stets umringt von Gleichaltrigen, vermutlich Freunden. Auf den ersten Bildern in Deutschland hingegen sah man ihn lediglich allein auf Selfie-Aufnahmen¹¹, in denen er ernst in die Kamera blickt. So hatte ich die Möglichkeit, mehr über Mohamads Geschichte und damit auch über seine heutige Person und Perspektive zu erfahren. Weiterhin ermöglichte mir der Kontakt, über diese Portale und Apps eingeladen zu werden und somit teilzuhaben an Veranstaltungen wie Geburtstags- und Beschneidungsfeiern, Schulfesten, Theateraufführungen, aber auch an kurzfristigen informellen privaten Treffen. Jedoch erfuhr ich auch von Anhörungen, Anwaltsterminen und Asylentscheiden und konnte mich somit besser darauf einstellen, wie es den Personen gerade geht, was sie bewegt, sorgt oder ängstigt, bevor wir uns das nächste Mal begegneten.

Trotz vieler Vorteile brachte die Entscheidung, sich in dieser Form auf das Feld einzulassen und Kontakt zu pflegen, auch bestimmte Herausforderungen mit sich. Die wohl größte lag in eben jener Kommunikationsbereitschaft begründet, die ständige Erreichbarkeit ermöglicht: die Tatsache, dass die Distanz zum Feld kontinuierlich geringer wurde. Zwar ist die Forscherin stets informiert, aber es ist auch kein Abschalten der Informationen mehr möglich, beziehungsweise geht dies mit Verpflichtungsgefühlen einher, die auf zwei Ebenen angesiedelt sein können.

1. Es entsteht ein Verpflichtungsgefühl dem Feld und seinen Akteuren gegenüber. Die Menschen teilen so viel mit der Forscherin, dass diese sich

11 Selbstporträts, die mit dem Handy am ausgestreckten Arm entstehen. Hier für lässt sich auch ein sogenannter Selfiestick verwenden, an dem das Handy befestigt und der Auslöser per Knopfdruck betätigt wird.

verpflichtet fühlt, auch Fragen über ihr Leben zu beantworten oder Einblicke in ihr Leben zu gewähren. Die Nachfragen der Forscherin werden stets beantwortet, womit es den Feldakteuren nicht nachvollziehbar erscheint, wenn ihre eigenen Anfragen unbeantwortet bleiben oder mit längerer Verzögerung beantwortet werden, was in der strukturellen Ungleichheit begründet liegt.

2. Es entsteht ein Verpflichtungsgefühl dem Forschungsprojekt gegenüber. Dabei erscheint es während der Phase der Datenerhebung als nicht zu rechtfertigen, sich aus dem Feld zurückzuziehen oder zu pausieren. Die Sorge, etwas zu verpassen, wichtige Informationen nicht zu erhalten oder Zusammenhänge nicht verstehen zu können, ist während des gesamten Erhebungsprozesses präsent.

Aus dem ersten Verpflichtungsgefühl ergeben sich auch Überlegungen um Grenzen und Grenzüberschreitungen. Was scheint vertretbar und was nicht? Und aus welchen Gründen? Ist es zu rechtfertigen, die Feldakteure stets in ihren Unterkünften aufzusuchen, sie durch verschiedene Lebensbereiche zu begleiten, sich offen zu zeigen, aber eine (subtile) Anfrage nach der Einladung in die eigene Wohnung zu umgehen oder sogar abzulehnen? Ähnlich verhält es sich mit dem zweiten Verpflichtungsgefühl dem eigenen Projekt gegenüber. Ist es legitim, die Möglichkeit zuzulassen, durch das dauerhafte geplante oder zufällige Antreffen von Feldakteuren und der andauernden Kommunikation über Apps und Messenger des Feldes oder Projektes überdrüssig zu werden? Schließlich kennt das Feld kein Wochenende, Feiertage oder Urlaub. Schule findet morgens und vormittags statt, das Leben in der Unterkunft blüht nachmittags mit dem Eintreffen der Kinder und Jugendlichen auf, bedeutsame Nachrichten in Gruppenchats werden auch abends versendet und Abschiebungen erfolgen in der Regel nachts. Das Feld schläft nicht und mir wurde zunehmend bewusst, dass ich eindeutige Grenzen für mich ziehen musste, gerade in Hinblick auf das Verlassen des Feldes. So entschied ich, dass mein Privatbereich mir vorbehalten bleiben sollte, schließlich teilte ich ihn noch mit zwei weiteren Personen, meiner Familie. Auf Nachfragen machte ich daher Gegenvorschläge. Zum Beispiel gemeinsam ein Eis essen zu gehen, auf ›neutralem‹ Boden, außerhalb der Unterkunft oder meines Wohnbereichs. Diese bewussten Entscheidungen treffen zu können, war ein Privileg, dass sich aufgrund meines Status als Forscherin ergab und mich deutlich von den anderen Feldakteuren unterschied. Diese Tatsache erschien mir während des Forschungsprozesses jedoch oftmals problematisch. Auf-

grund dieser suggerierten Strukturgleichheit bezeichnen DeWalt und DeWalt teilnehmende Beobachtung auch als täuschend und sogar unethisch (vgl. DeWalt und DeWalt 1998: 273).

Auf die Ereignisse im Feld versuchte ich stets flexibel zu reagieren, hielt einzelne Wochenenden jedoch bewusst frei, wenn wieder mehr Distanz nötig wurde. Hinweise darauf erhielt ich beim abendlichen Durchsehen meines Feldtagebuches, in dem ich auch meine Emotionen als Forscherin festhielt. Dabei stellte sich heraus, dass auch private Hürden wie beispielsweise der Misserfolg bei meiner eigenen Wohnungssuche an einigen Tagen zum Gefühl des Überdrusses führten. Jedoch auch Sorge und Ungewissheiten um das Schicksal einzelner Feldakteure, die des Landes verwiesen wurden und sich daraufhin nicht mehr meldeten, wie im Falle der Familie Bozhdaraj, trugen zuweilen zu einem Gefühl des Überdrusses bei. Auch Kinder, die sich aus Perspektive der Lehrer jegliche Chancen durch ihr Verhalten verbauten, wie der 11-jährige Dino Okereke, hinterließen einen bleibenden Eindruck in meinen Notizen und Gedanken. Der Feldzugang macht somit Entscheidungen notwendig, deren Konsequenzen bis zum Abschluss der Datenerhebungsphase getragen werden müssen. Weiterhin sollten diese Entscheidungen reflektiert und in den Auswertungsprozess einbezogen werden.

3.6. Reflexive Grounded-Theory-Methode

Die Grounded Theory als qualitativ-sozialwissenschaftliche Methode und Methodologie nach Anselm Strauss und Barney Glaser (1967) erfuhr vielfältige Weiterentwicklungen in Form unterschiedlicher Ausrichtungen und Schwerpunkte. Dabei dienen »[...] empirische Phänomene (Daten) aus alltagsweltlichen Zusammenhängen [...] [als] Handlungs- und Interaktions-Felde[r] [...]« als Ausgangsgrundlage (Breuer et al. 2018: 7). Diese »[...] kommen durch Teilnahme und Beobachtung in lebensweltlichen Kontexten oder durch (zumeist auf Ausführlichkeit und Reflexionstiefe angelegte) Interviewgespräche mit Feldmitgliedern zustande.« (ebd.) Zusätzlich

»[...] können die aufseiten der Forschenden ausgelösten gedanklichen und emotionalen Resonanzen aus der Beschäftigung mit dem Problemthema oder aus dem Forschungskontakt von Interesse [...] sein. Auf Grundlage der gefundenen Phänomene bzw. der produzierten Daten werden abstrahierende Konzepte entwickelt.« (ebd.)

In der Tradition nach Breuer et al. (2018), der Reflexiven Grounded-Theory-Methode, erfolgt eine Fokussierung auf das selbstreflexive Moment sowie auf die individuelle Perspektive und den Zugang des Forschers. So sei es »[...] die (sozialisierte) *Forscherin-als-Person* [...], die wissenschaftliche Erkenntnis hervorbringt [...]«, wobei Erkenntnis stets »[...] durch eine bestimmte Sicht-der-Dinge, durch eine Subjekt-*Perspektive* gekennzeichnet [...]« sei (Breuer et al. 2018: 5). Durch eine Selbstreflexionsbereitschaft, die unter anderem die Reflexion eigener Werte und Empfindlichkeiten sowie die Positionierung des Forschers einschlieÙe (vgl. ebd.: 93), könne ein »epistemologisches Fenster« (ebd.: 85) geöffnet werden. Die Besonderheit für ethnografische Arbeiten sehen Kathy Charmaz und Richard Mitchell im reflexiven und bewussten Umgang des Forschers mit Entscheidungen, die im Verlaufe des Forschungsprozesses getroffen würden (vgl. Charmaz/Mitchell 2007: 171). Weiterhin betonen sie die Besonderheit der Einbindung der aus den Daten herausgearbeiteten Kategorien (bei Strauss und Glaser ursprünglich »Konzepte« genannt) in die Ethnografie: »When writing ethnographic stories, researchers imbed their categories in the narrative. They may use these categories as a means of organizing their description.« (ebd.: 169)

Die beiden harmonisierenden reflexiven Grounded-Theory-Ansätze Breuers und Charmaz' dienen als methodologische Arbeitsgrundlage und Ausgangspunkt der Arbeit hinsichtlich des gesamten Forschungsprozesses. Neben der Vorstellung der Erhebungsinstrumente werden auch die Rekrutierung und Teilnahmebereitschaft der Feldakteure sowie der Prozess der Fallauswahl dargestellt. Dem schließen sich die Ausführungen um die Durchführung der Auswertung sowie eine Selbstreflexion als Bestandteil der Reflexiven Grounded-Theory-Methode an.

3.6.1. Erhebungsinstrumente

Als Erhebungsinstrumente während des Datenerhebungsprozesses fungierten insbesondere narrative Interviews. Diese wurden offengehalten und knüpften an alltägliche Gespräche an. Am Beginn eines Interviews stand zu meist eine Impulsfrage, auf welche die Gesprächspartner eingehen konnten. In ihrem Redefluss sollten sie nicht unterbrochen werden, sofern sie diesen nicht selbst beendeten. Punktuell stellte die Forscherin dann Nachfragen oder führte das Erzählte auf einen bestimmten Punkt zurück. Leitfäden für Interviews wurden lediglich für Expertengespräche erstellt und kamen zur Anwendung, sofern dies vom Gesprächspartner gewünscht war, zum

Beispiel wenn für ein Interview vorab ein fester Zeitrahmen besprochen worden war. Sofern die Gesprächspartner es zuließen, wurden die Interviews aufgezeichnet. Abweichungen traten auf, wenn sich Feldakteure aufgrund von Aufzeichnungen unsicher, unwohl oder verletztlich fühlten. In diesem Fall wurden Notizen während des Interviews angefertigt. In Gesprächssituationen, die eine besondere Zuwendung erforderten, wurde mit der *Mental-Notes-Technik* gearbeitet, die es ermöglicht, das Erlebte (Inhalt und Wortlaut des Geäußerten, die Gesprächssituation, Gestiken und Mimiken sowie die Umgebung) nach Ende des Gespräches schriftlich zu fixieren und zu rekonstruieren. Sämtliche Interviews wurden anschließend transkribiert. Dem schlossen sich jeweils mehrere Kodierungsprozesse an.

Als zweites Erhebungsinstrument kam die teilnehmende Beobachtung zur Anwendung, bei der die Feldakteure durch ihren Alltag begleitet werden. Somit wurden alltägliche Situationen in der jeweiligen Lebenswelt der begleiteten Person von der Forscherin erlebt. Weiterhin boten gemeinsame Erlebnisse stets Gesprächsanlässe, das Erlebte einzuordnen und ihm somit Bedeutung aus der Perspektive der Feldakteure zu verleihen. Durch die Erlebnisse und auch die Gespräche über diese konnten bis dato fremde Perspektiven erschlossen und kontrastiert werden. Diese wiederum wurden mithilfe der *Sensory Ethnography*-Methode angereichert mit Notizen zu Sinneseindrücken wie Gerüchen oder der Raumtemperatur (vgl. Pink 2010), was neue Deutungen zuließ, zum Beispiel hinsichtlich der Länge oder Ergiebigkeit von Interviews (beispielsweise ein kalter Raum, andere Personen in Hörweite, unangenehme Gerüche oder laute Geräusche dienten hierfür als Anhaltspunkt). Die konkreten Beobachtungen wurden jeweils in Form von Beobachtungsprotokollen schriftlich fixiert.

Auch der Körper der Forscherin als »fokussierte[r] Resonanzraum« (Breuer et al. 2018: 94) wurde zum Instrument der Datenerhebung, indem seine »Auswirkungen auf die Untersuchungspartnerinnen« (ebd.) in die Analyse von Feld-Interaktionen einfließen (vgl. Linska/Strauss 2015). Dieser Zugang wird von Bethmann und Niemann (2015) als *Engaging* beschrieben. Dabei tritt

»[d]er Körper der Forscherin [...] als Instrument der Datenerhebung in Erscheinung. [...] Sie präsentiert ihre Involvierung ins Feld [...] als Quelle der Erkenntnis und als Ausweis der Qualität ihrer Forschung. [...] Interpretationen vollziehen sich im gesamten Prozess einer Forschung, im kontinuierlichen Teilnehmen, Beobachten, Interviewen und Schreiben – und nicht in ei-

ner hermetisch abgetrennten, methodisch kontrollierten Auswertung zuvor erhobener Daten« (Bethmann/Niermann 2015: 10).

Durch die Merkmale meines Körpers (hellhäutig, blond, eher kleine Person, mit Kleidung, die je nach Anlass leger, sportlich oder festlich ist), werden bei den Feldakteuren unterschiedliche Emotionen und Assoziationen geweckt, die wiederum Reaktionen hervorrufen können, die meine Forschung erleichtern oder erschweren. So war es generell der Fall, dass ich aufgrund meines Geschlechts einen schnelleren und besseren Kontakt zu Frauen als zu Männern aufbauen konnte. Auch wurde mir von Frauen und Kindern gesagt, ich wirke freundlich und jung, sodass sie mich zu Beginn für eine Ehrenamtliche in der Unterkunft gehalten hätten.

Das Feldtagebuch diente mir während der Erhebungsphase dazu, (Sinnes-) Eindrücke und Merkmale des Feldes wie auch konkrete Situationen und Gespräche festzuhalten.¹² Es wurde analog geführt und regelmäßig digital überarbeitet, indem Notizen abendlich digital aufbereitet wurden.

3.6.2. Rekrutierung und Teilnahmebereitschaft der Feldakteure

Im Folgenden sollen konkrete Umstände und Erfahrungen hinsichtlich der Durchführung der Interviews erläutert werden. Das Kennenlernen der Feldakteure erfolgte zunächst zufällig nach dem ›Schneeballprinzip‹ in den Unterkünften. Die Teilnahmebereitschaft beruhte auf Freiwilligkeit. Es wurde also weder mit Versprechungen noch mit Belohnungen, Aufwandsentschädigungen oder anderen Kompensationen gearbeitet. Besonders in der Erstaufnahmeeinrichtung war die Bereitschaft an Gesprächen groß, da die meisten Bewohner ihre Zeit mit Warten¹³ auf vor allem eine Aufenthaltsgenehmigung verbrachten und sich weniger frei bewegen konnten als in den kommunalen Unterkünften. In diesen wiederum war die Personengruppe der Bewohner geringer, sodass eine Forscherin nicht nur schneller ›auffiel‹, sondern auch ein gegenseitiges Kennenlernen erleichtert wurde, indem die Forscherin intensiver Zeit mit den Bewohnern verbringen konnte. Dies war in der Erstaufnahmeeinrichtung aufgrund der hohen Bewohner-Fluktuation nur bedingt möglich.

12 Über die Geschichte und Bedeutung von Feldtagebüchern für ethnografische Forschungsarbeiten siehe Linska 2012: 99ff.

13 Zur Ambivalenz des Wartens vgl. Dilger et al. 2017 und Bruhn et al. 2016. Zu potenziellen Folgen des Wartens in Verbindung mit Ungewissheiten vgl. Christ et al. 2017.

Nachdem ein fester Personenstamm identifiziert war, wurden die einzelnen Akteure dann in weiteren Settings des Feldes in ihrem Alltag begleitet. Die Erhebungskontexte der Interviews waren somit vielfältig. Experten wurden in Behörden angetroffen, und Interviews mit Praktikern erfolgten zumeist in deren Büros in der Unterkunft. Interviews mit Flüchtlingen wurden individuell nach deren Bedürfnissen und der voraussichtlichen Interviewthematik abgestimmt. So fanden einige Gespräche an öffentlichen Orten in der Peripherie der Unterkunft (zum Beispiel in einem Park oder in einem Café) statt, andere wiederum in der Unterkunft selbst, so etwa in den Privaträumen mit Müttern, die parallel über ihre Säuglinge oder Kleinkinder wachten, oder mit Jugendlichen im zentralen Aufenthaltsraum. Weitere Interviews wurden an externen Orten geführt, zum Beispiel während eines Schulausfluges oder in der großen Unterrichtspause am Rand des Schulhofes. Dabei wurde darauf geachtet, dass die Gesprächspartner jeweils mit Zeitpunkt, Ort und Aufnahmesituation der Erhebung einverstanden sind.

Besonders in frühen Interviews werden inhaltliche Antworttendenzen aus dem Bereich der sozialen Erwünschtheit deutlich. So lassen erste Interviews aus dem Jahr 2015 häufig bestimmte gesellschaftliche und politische Diskurse sichtbar werden, indem Feldakteure Antworten geben, von denen sie glauben, dass diese die Forscherin als Vertreterin des Aufnahmelandes nicht enttäuschen. So wurde zu Beginn der Forschung zum Beispiel wiederholt geäußert: »I love Angela Merkel.« oder »I love Germany.« Im Jahr 2016 kommen zunehmend die Begriffe ›Integration‹ und ›Arbeit‹ in dieser Art Gesprächen vor, zum Beispiel: »Möchte ich hier arbeiten. Weil möchte ich Integration.« Diese Begriffe als Schlagworte spiegeln gesellschaftliche Diskurse der jeweiligen Zeit. Wurden Sommer und Herbst 2015 noch in die Phase der euphorischen ›Willkommenskultur‹ eingeordnet, wandelten sich die Schlagworte insbesondere nach der Kölner Silvesternacht im Jahr 2016 gemäß dem Diskurs, sodass und sollten Feldakteure als harmlose, anpassungsfähige und fleißige Mitmenschen erscheinen lassen. Weiterhin wurde in ersten Interviews die Erstaufnahmeunterkunft oder Deutschland als Wirtschaftsnation gelobt, obgleich in informellen Gesprächen ohne Aufzeichnung über Missstände geklagt und Sorgen artikuliert wurden. Diese Tendenzen können der Situation mit einer hellhäutigen, herkunftsdeutschen Forscherin zugerechnet werden, jedoch gleichermaßen den Unklarheiten des gesellschaftlichen Rahmens (vgl. Goffman 1980), der zunächst abgesteckt werden muss. Dabei müssen die Feldakteure sukzessive entdecken, was relevant ist, was legitim ist und was wem gegenüber sagbar ist. Diese Unklarheiten werden zusätzlich gespeist

von Irritationen und Sorgen um den Asylentscheid und damit um eine Perspektive im Aufnahmeland. Hierbei ist die besondere Rolle, die die Forscherin einnimmt, von Bedeutung, die sich in einer Ambivalenz aufgrund der Strukturungleichheit zwischen Forscherin und ›Erforschten‹ ausdrückt. So ist es wahrscheinlich, dass sich die Feldakteure auch deswegen bereit erklären, an der Forschung teilzuhaben, weil sie sich Unterstützung von der Forscherin zum Beispiel hinsichtlich des Kontakts zu Behörden erhoffen. Weiterhin bestehen Unsicherheiten bezüglich der eigenen Rechte in Deutschland. So identifizieren Dilger et al. exemplarisch die »[...] geäußerten Ängste darüber, dass [den Flüchtlingen] ihre Kinder genommen würden, wenn sie sich bspw. [sic!] auf dem Spielplatz versehentlich verletzten.« (Dilger et al. 2017: 131)

Die Sprache der Interviews variierte zwischen Englisch und Deutsch. Dabei ist auffällig, in welchem Maße sich die Deutschkenntnisse einiger Teilnehmer im Laufe der Erhebungen von November 2015 bis Juli 2017 entwickelten. Somit lassen sich die teilnehmenden Akteure in zwei Gruppen einordnen: diejenigen, mit denen bis zum Ende der Erhebungsphase auf Englisch kommuniziert wurde, und diejenigen, die sukzessive Gespräche in deutscher Sprache führen wollten. Beide Gruppen belegten im Erhebungszeitraum Deutsch-Sprachkurse, jedoch verhielten sich vor allem jüngere Feldakteure zunehmend selbstbewusst im Umgang mit der deutschen Sprache, sodass sich zunächst sprachliche Mischformen ergaben, was sich auch in der Messenger-Kommunikation niederschlug. Durch die Arbeit mit beiden Gruppen war die Forscherin nicht auf Dolmetscher angewiesen.

Mit den Hauptakteuren des Forschungsfeldes erfolgten Rückbesprechungen zu einzelnen Interviews, um Richtigstellungen oder unklare Details zu erfragen, jedoch auch, um die Reaktionen der Feldakteure auf ihre Narrative zu erfahren. Dabei wurden verschiedene Strategien deutlich. So gab es Personen, die brisante Interviews nicht erneut besprechen wollten, da sie ihnen zu aufwühlend erschienen. Andere wiederum wollten genau an diesen Gesprächen ansetzen, um das Erlebte besser verarbeiten zu können. Wieder andere wechselten bei Rückbesprechungen potenziell sensibler Themen in die Betrachterrolle, die eine Distanzierung erlaubt, und sprachen zum Beispiel in der dritten Person über eigene frühere Äußerungen, zum Beispiel: »Why did she do this? I cannot understand. This is a stupid woman.«

3.6.3. Fallauswahl

Die sich auf die Charakteristika des einzelnen Falls beziehende Fallauswahl im Rahmen der Reflexiven Grounded-Theory-Methode ermöglicht bestimmte Auswahlentscheidungen,

»[...] sowohl hinsichtlich der einbezogenen Personen, Gruppen, Ereignisse und Datenarten wie hinsichtlich des Umfangs – nicht im Vorhinein, sondern forschungsprozess-begleitend [...].« (Breuer 2018: 165)

Diese Entscheidungen erfolgen »[...] konsekutiv in Abstimmung mit dem jeweiligen Stand der Erkenntnis- und Theorieentwicklung [...]« (ebd.) auf Grundlage konzeptueller Relevanz (vgl. ebd.). Dabei werden

»[s]olche Fälle, Variationen und Kontraste [...] gesucht, die das Wissen über Merkmale des Untersuchungsfeldes auf dem Hintergrund des bisherigen Bildes vom Gegenstand (voraussichtlich) erweitern, präzisieren und anreichern, absichern und verdichten oder auch infrage stellen können.« (ebd.)

Der Auswahlprozess¹⁴ gestaltet sich auf Grundlage des erhobenen Materials und der theoretischen Überlegungen der Konzeptentwicklung flexibel (vgl. Breuer 2018: 156f.). Demnach wurde das Material zunächst hinsichtlich der Dimensionen der Forschungsfrage sortiert. Dieser Überblick über das Gesamtspektrum der Erscheinungsformen von Religion in Flüchtlingsunterkünften war ausschlaggebend für erste Sampling-Entscheidungen. Weiterhin ließen die Kodierungen der beiden Kodierphasen sukzessive Dimensionen erkennen, in denen bestimmte Phänomene beobachtbar sind. Diesen wurden wiederum Fälle zugeordnet, die die Spezifika der Erscheinungsformen aufzeigen. Ausschlaggebend für das finale Sample¹⁵ waren relationale Erklärungsansätze und die Kontrastierung situativer Bezugnahme der Feldakteure aufeinander. Die ausgewählten Fälle zeigen verschiedene Eigenschaften und Ausprägungen dieser Bezugnahme hinsichtlich der Erscheinungsformen von Religion in Flüchtlingsunterkünften. Die Besonderheit, die der individuellen Aneignung des RGTM-Forschungsstils bezüglich der Schwerpunktsetzung in der Vorgehensweise innewohnt, beschreiben Breuer et al. als »gegenstandssensitive und kreative Forschung, jenseits vorgegebener Denkschablonen« (Breuer et al. 2018: 434).

14 Gezieltes Sampling (vgl. Patton 1990).

15 Das Sample der Arbeit befindet sich im Anhang.

3.6.4. Durchführung der Auswertung

Im explorativen Analyseverfahren der Reflexiven Grounded-Theory-Methode steht der jeweilige Einzelfall im Mittelpunkt. Dieser werde »[...] auf seinen theoretischen Gehalt hin abgeklopft, und es wird versucht, unter einer bestimmten Perspektive (hypothetisch) verallgemeinerungsfähige Konzepte/Kategorien herauszudestillieren.« (Breuer et al. 2018: 8) In einem Modellbildungsprozess werden die systematisierten Konzepte anschließend so arrangiert, dass ein »hypothetisches *Beziehungsgefüge*« (ebd.) entstehe.

Im reflexiven Ansatz Charmaz' werden Feldakteure und Forscher als strukturgleich betrachtet, die jeweils als Subjekte agieren und reagieren und sich wechselseitig beeinflussen. Die beiden Kodierphasen im Forschungsprozess nennt Charmaz »initial coding« (Charmaz 2014: 47ff.) und »focussed coding« (ebd.: 57ff.), die als aufeinander aufbauend zu verstehen sind und Zusammenhänge des jeweiligen Phänomens und seine Einbettung in verschiedene Kontexte sichtbar machen sollen. Charmaz' Ansatz war insofern hilfreich, als er es erlaubte, die Kategorienbildung aufgrund unterschiedlicher Kodierphasen und -zusammenhänge voranzutreiben, wobei Raum für unerwartete Phänomene bestehen blieb. Die hieraus gewonnenen Befunde wurden im Folgenden als Analysen kollegial validiert. Als Schlüsselkategorien der Arbeit wurden dabei ›Zugehörigkeit‹ und ›Grenzziehungen‹ herausgearbeitet, indem die häufigsten Kodierungen der ersten Kodierphase (›Status‹, ›Stigmatisierungen‹, ›Zuschreibungen‹, ›Abgrenzungen‹, ›Exklusion‹) in Bezug zu den während des Forschungsprozesses entstandenen Memos gesetzt worden sind, was neue Zusammenhänge deutlich werden ließ. Dabei wurde beispielsweise der Blick für ›Abgrenzungen von Anderen‹ geschärft, sodass ein Gewicht fortan auf diesem Phänomen im Kontext von Religion in Flüchtlingsunterkünften lag. Mit diesem eruierten Konzept wurde weitergearbeitet und ein erneuter Kodierungsprozess des Materials begonnen, der das Konzept der Abgrenzungen schließlich zur Schlüsselkategorie ›Grenzziehungen‹ zu entwickeln ermöglichte und des Weiteren Gewicht auf das Konzept ›Mitgliedschaft‹ legte, das unter anderem aus der Kodierung ›Teilhabe‹ hervorgegangen war. Der zweite Kodierungsprozess führte über diesen Schwerpunkt schließlich zur zweiten Schlüsselkategorie ›Zugehörigkeit‹. Das In-Beziehung-Setzen der beiden Schlüsselkategorien war einer Dynamik unterworfen, die optimal von Pfaff-Czarneckas Zugehörigkeitsansatz (2012) aufgegriffen wird, der Zugehörigkeit auf der einen Seite als »individuell erworbenes Lebenswissen und Empfinden« (ebd.: 9)

umschreibt und sie gleichzeitig als besondere Herausforderung pluraler Gesellschaften identifiziert (vgl. ebd.). Obgleich die RGTM einen großen Erkenntnisgewinn bringt, indem sie auch Raum für Unerwartbares lässt und vielseitig sowie flexibel anwendbar ist, ist die Methode ungemein zeit- und arbeitsaufwendig.

3.6.5. Selbstreflexion

»Obwohl Selbst-/Reflexion jedem Menschen grundgelegt ist, muss diese Fähigkeit erst ausgebildet und trainiert werden, um bewusst angewandt werden zu können. Dabei handelt es sich um einen Prozess, der an Denk- und Handlungsprozesse gebunden ist. Phänomenologisch betrachtet, bedeutet ein sich in Beziehung zu sich und zur Welt setzen zu können immer auch, sich in Relation zu etwas oder jemandem zu setzen.« (Linska 2012: 116)

Gerade ethnologisches Arbeiten bereichert die Bereitschaft zur Selbstreflexion nicht nur, sondern ist eine methodische und methodologische Voraussetzung für das Erheben von und den Umgang mit Daten, um diese zu verstehen und verständlich zu machen. Dabei wird der individuelle Zugang des Forschers zum Untersuchungsgegenstand und -feld deutlich gemacht. Barnard stellt dazu fest: »[...] reflexivity became a byword of ethnographic method [...]«, und bezieht sich dabei hinsichtlich der ethnologischen Forschung auf den Zeitraum »in the late 1970s and early 1980s« (Barnard 2000: 158f.). Bourdieu sieht zusätzlich die Notwendigkeit der Einbeziehung der Position des Forschers im universitären Kontext. So sei der Forscher-Habitus ein „Produkt wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Bedingungen, für die er produziert«, er müsse als solcher Berücksichtigung finden (vgl. Bourdieu 1999: 369). Linska nennt weiterhin für den Bereich der Wissenschaft spezifische strukturelle Rahmenbedingungen wie »Zeit, finanzielle Ressourcen, [und] hegemoniale Kräfte«, die eine Reflexion erfahren sollten (Linska 2012: 119).

Drei weitere zentrale Aspekte sollen im Rahmen der Selbstreflexion der Forscherin diskutiert werden:

1. Überlegungen um Emotionen und Selbstfürsorge in herausfordernden Situationen im Feldforschungsprozess,
2. Herausforderungen der Positionierung in der Feldforschung
3. und die Schwierigkeit des Feldausstieges.

3.6.5.1. Überlegungen zu Emotionen und Selbstfürsorge in herausfordernden Situationen im Feldforschungsprozess

Die Feldakteure erleben mitunter unvorhergesehene, unerwartete oder irritierende Situationen, zu denen sie sich verhalten müssen. Diese gehen mit Emotionen einher, die nicht immer für alle Feldteilnehmer sichtbar sind oder als solche erkannt werden sollen. Gerade Situationen um die existenzielle Bedrohung der Ausweisung von Feldakteuren in ihrer Rolle als Asylantragssteller habe ich als besonders herausfordernd erlebt. So sorgten mich besonders die Schicksale der albanischen Familien Bozhdaraj sowie der afghanischen Familie Bakhtari und lösten Irritation und Ungewissheit aus. Im Falle der Familie Bozhdarajs wurde der Asylantrag bereits wenige Wochen nach der Einreise im Frühjahr 2015 abgelehnt. Nachdem die Familie einen Härtefallantrag gestellt hatte, der ebenfalls abgelehnt wurde, erhielt sie zunächst den Duldungsstatus. Seitdem hatte es mehrere Schreiben gegeben, die auf die Ausreise der Bozhdarajs hinwirkten, da Albanien als sicheres Herkunftsland galt. Die Familie nahm mehrfach eine anwaltliche Beratung in Anspruch und stellte im Jahr 2016 sogar einen Antrag auf Bleiberecht, der jedoch ebenfalls abgelehnt wurde. Schon bald darauf erreichte die Familie eine Nachricht, dass sie in wenigen Tagen das Land zu verlassen habe. Die Eltern ließen die Frist verstreichen, doch die ältesten beiden der drei Kinder, Aldoniza und Anduena, verabschiedeten sich bereits von ihren Schulfreunden. Daraufhin tauschte ich Facebook-Kontaktdaten mit Aldoniza. Zwei Wochen später wurde die Familie nachts aus der Unterkunft abgeholt und nach Tirana geflogen. Andere Bewohner aus der kommunalen Unterkunft und Schulfreunde versuchten, die Familie zu erreichen, doch ihre Handys blieben ausgeschaltet, und auch das Facebook-Konto war fünf Tage nach der Rückführung der Familie gelöscht.

Familie Bakhtari hatte ihre Anhörung zum Asylantrag im Oktober 2015. Seitdem warteten Vater Rashed und sein Sohn Jawid auf Neuigkeiten. 2016 folgte die Ablehnung ihres Antrages durch das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF). Die beiden sorgten sich täglich um ihren Verbleib in Deutschland und rangen um Abgrenzung zu ihrer Vergangenheit in Afghanistan. Als beide einer evangelischen Kirchengemeinde beitraten, sahen sie sich dem Unmut und der Ausgrenzung vonseiten einiger Bewohner der kommunalen Unterkunft ausgesetzt. Mithilfe eines Anwaltes versuchten sie, eine Abschiebung zu verhindern, die jedoch erst im Jahr 2017 bis auf Weiteres ausgesetzt wurde.

Beide Familien-Schicksale sind nur schwer für die Betroffenen auszuhalten, auch wenn im Falle der Bakhtaris mit einer Erleichterung zu rechnen ist. Doch zu tief sitzen die Angst wegen der existenziellen Bedrohung und die Aussichtslosigkeit, als dass sich Vater und Sohn hätten freuen können. Im Falle der Familie Bozhdarajs waren Sozialarbeiter und die Nachbarn aus der Unterkunft in Aufruhr, als die Familie schließlich ausgewiesen wurde und nicht mehr erreichbar war. Der englische Begriff »*deportation*« kursierte vor allem 2015 und 2016 in den Unterkünften, als die deutschen Sprachkenntnisse noch wenig ausgeprägt und die Sorgen um eine Ausweisung am präsentesten waren. Er findet immer wieder Erwähnung in meinen Feldnotizen und ängstigte nicht nur die Feldakteure, sondern auch mich, bis mir bewusst wurde, dass ich ihn stets mit den Massendeportationen aus der Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland in Verbindung bringe. Mit deutschen Feldakteuren, Lehrern und Praktikern, verwende ich in Gesprächen hingegen die Begriffe »Ausweisung« und »Abschiebung«. In der Zeit der Forschung passten sich geflüchtete Feldakteure dahin gehend an und verwendeten zunehmend selbst den Begriff »Abschiebung«. Meine Emotionen im Felddtagebuch hinsichtlich der beiden Familien hielt ich beispielsweise wie folgt fest:

»Es ist unerträglich, nicht zu wissen, ob Jawid und Aldoniza morgen in der Schule sind oder nicht.«

Meine Sorgen gingen auch darauf zurück, dass ich als Forscherin in der Unterkunft manchmal einen »Informationsvorsprung« gegenüber den Lehrern hatte und so regelmäßig im Schulsetting nach Asyl-Neuerungen oder familiären Gegebenheiten gefragt wurde. Dies brachte mich häufig in eine Zwickmühle, der ich mich zu entziehen versuchte, da ich erstens loyal gegenüber den Familien und den mit mir geteilten Informationen sein wollte, und zweitens mir unsicher war, wie schnell sensible Informationen sich in der Schule verbreiten würden. Dieses Spannungsverhältnis belastete mich oft und verstärkte sich in der Zeit, als die Familien von Abschiebung bedrohten waren. Als Familie Bakhtari erstmalig von der Asyablehnung erfuhr, begann Jawid in der Schule apathisch zu wirken. Er nahm nicht mehr aktiv am Unterricht teil, aß nicht mehr während der Schulzeit und wirkte, als habe er seinen Lebensmut verloren. Als eine Lehrerin mich um Rat fragte, entschied ich, sie zu informieren, da zu dieser Zeit auch Jawids Vater nicht von der Schule zu erreichen war. Dieser, so zeigte sich erst später, unternahm einen Suizidversuch.

Die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit den eigenen Emotionen zu Feldinhalten sind nicht nur als Technik der Selbstreflexion zum Zwecke von Forschungserkenntnissen anzusehen, sondern auch dahin gehend, eine entsprechende Fürsorge für das eigene Wohl zu gewährleisten (vgl. Linska 2015; Strauss 2015). So habe ich im Laufe meiner Forschungserfahrung feststellen müssen, dass auch ich verletzlich bin und bestimmte Feldereignisse ihre ›Spuren hinterlassen‹.

3.6.5.2. Herausforderungen der Positionierungen der Feldforschung

Selbstreflexionen um Positionierung begleiteten einen Großteil meiner Forschung, da sich Feldbeziehungen mit und zu Feldakteuren immer wieder änderten oder bestimmten Dynamiken unterworfen waren. So umarmte mich der 10-jährige Dino zur Begrüßung zunächst regelmäßig, bis eines Tages der 14-jährige Saad einen Witz darüber machte. Fortan nickte mir Dino wochenlang zur Begrüßung nur zu, bis er sich bei älteren Schülern den Handschlag abschaute, um dann einen solchen mit mir zu praktizieren. Mit anderen Feldakteuren, wie Deborah, war es ein langer Prozess, bis vertraute Gespräche geführt werden konnten. Doch jedes Mal, wenn sie sich öffnete und ich an unsere herzlichen Begrüßungen oder Witze anknüpfte, schien sie sich besonders verletzlich zu fühlen und ging mir kurz darauf wieder aus dem Weg, bis sie sich wieder wohler fühlt, offenbar Kraft gesammelt hatte und erneut meine Nähe suchte, sodass wir unsere Gespräche fortsetzten. Mit anderen Teilnehmern schien der Kontakt stetig besser zu werden. Langsam entwickelten sich Beziehungen, die Freundschaften gleichten, bis auf die Tatsache, »dass ich ja eigentlich hier bin, weil es mein Job ist«, wie ich in meinem Feldtagebuch beschämt festhielt. Privates von Beruflichem zu trennen, fällt während der Feldforschung immer schwerer, nicht allein durch die rege Messenger-Kommunikation, sondern hauptsächlich, weil Beziehungen sich vertiefen, und auch dadurch, dass man sich häufig sieht. Narayan plädierte in seiner Vorstellung der »enact[ed] hybridity« dafür, dass der Forscher, unabhängig vom Feld, auch in seiner ›Heimat‹ Teil einer privaten und einer beruflichen Welt sei und sich dazu verhalten müsse (Narayan 1993). Während der Feldforschung finde sich das Selbst des Forschers dann zusätzlich fragmentiert in Form unterschiedlicher Rollen und damit einhergehender Erwartungen wieder, so Kondo (1986: 78). Dieser Belastung sah ich mich ebenfalls ausgesetzt und besann mich zunächst auf die positiven und der Forschung zuträglichen Aspekte, wie Hegner sie beschreibt:

»Die Idee unterschiedlicher Referenzrahmen, zwischen denen Ethnolog_innen beständig hin und her wechseln und die doch immer (mehr oder weniger intensiv) gleichzeitig präsent sind, stellt ein griffiges Konzept dar, mit dem das methodische ›Nähe- und Distanz-Problem‹ sich gleichsam auflöst. Man lässt sich gleichermaßen auf die verschiedenen Kontexte ein, in denen man sich bewegt, und dies voll und ganz. Es kommt nicht auf die besondere Fertigkeit der kognitiven Distanzierung an, sondern auf das ethnografische Talent, sozial und kulturell ›durchlässig‹ zu werden und – ganz postmodern – mehrere Rollen gleichzeitig und rückhaltlos einnehmen zu können.« (Hegner 2013: 13)

Dennoch blieben Überlegungen um Distanzierung für mich während der Feldforschungsphase präsent. Nicht nur hinsichtlich der Möglichkeit zur Reflexion, sondern auch aus einem Verpflichtungsgefühl den Feldakteuren gegenüber. Als Forscherin war ich zuweilen beschämt, weil mir klar war, dass die Forschung einen Endpunkt hatte. Klarer, als es den Familien mitunter zu sein schien. »Einmal da, bin ich einfach immer dabei, ohne dass es infrage gestellt wird«, notierte ich im April 2016 in meinem Feldtagebuch. Diese Asymmetrie zwischen den Familien und mir und die Tücke der teilnehmenden Beobachtung nach DeWalt und DeWalt (1998) waren zuweilen schwer auszuhalten.

So auch kurz nach der Geburt von Deborahs Tochter Hope. Wir saßen redend auf dem Bett im Zimmer der Familie in der Unterkunft. Ihr Mann Solomon saß mit dem 10-jährigen Gabriel im Schneidersitz auf dem Boden und besprach die Mathematik-Hausaufgaben. Deborah hatte ihre neugeborene Tochter auf dem Arm, als es an der Tür klopfte. Eine Hebamme kam, um die erste Untersuchung von Mutter und Kind vorzunehmen. Ich hatte von diesem Termin nichts gewusst und beobachtete, wie Deborah die Hebamme hereinbat und begrüßte. Als Solomon plötzlich aufstand, sich die Hosenbeine abklopfte und den interessiert wirkenden Gabriel bat, mit ihm hinauszugehen, mochte auch ich gehen, doch Deborah signalisierte mir, dass ich mich wieder setzen sollte, sodass ich aufmerksam der Untersuchung ihrer kleinen Tochter (das Vermessen, Wiegen und die Nabelschnuruntersuchung) sowie der Untersuchung von Deborahs Bauch durch die Hebamme beiwohnte. Diesen intimen Moment durften aufgrund der sozial geregelten Geschlechtertrennung nicht ihr Mann und ihr Sohn als Familienmitglieder, aber ich als Frau mit ihr teilen. Hatte ich anfangs noch die Überlegung, dass sie mich wahrscheinlich als Unterstützung zur Kommunikation mit der Hebamme be-

nötigte, stellte ich schnell fest, dass Deborah der bis dato fremden Frau gegenüber nicht nur offen, sondern sogar sehr selbstbewusst gegenüber war. Es war schließlich ihr zweites Kind, sagte sie ihr und hielt dabei gewissenhaft und routiniert ihre Tochter im Arm.

Der Herstellung einer Verbindung zu Feldakteuren wie Deborah, die intime Momente ihres Lebens mit mir teilten, Rechnung tragend, folgte eine ständige Abwägung um Positionierung und Grenzen sowie, nicht zuletzt, um die Rolle als Ethnologin. Schließlich war es mir ein Anliegen, zu vermeiden, dass sich die Beschreibungen Kondos eines »[...] subtle sense of superiority over the ›people studied‹, [...]« (Kondo 1986: 84), der in vielen Ethnografien mitschwingt, für meine Arbeit bewahrheiteten. Diese ›Gefahr‹ liegt vor allem in der Ausgangssituation begründet, dass sich Forscher und Feldakteure ein Begegnen auf Augenhöhe sukzessive erarbeiten müssen, indem sie während des Forschungsprozesses Zeit miteinander verbringen und gemeinsame Erfahrungen machen. Dennoch kann die zugrunde liegende systemische Asymmetrie zwischen beiden nicht aufgehoben werden (vgl. DeWalt 1998).

3.6.5.3. Schwierigkeit des Feldausstiegs

Die Schwierigkeiten des Feldausstiegs stehen in einem Zusammenhang mit der Positionierung im Feld. Die Herausforderung gestaltete sich für mich auf den Ebenen ›den richtigen Zeitpunkt finden‹, ›lernen, sich aus dem Feld zurückzuziehen und Distanzierungsmöglichkeiten finden‹ und ›damit umzugehen lernen, dass die Forschung abgeschlossen ist‹. Die in Abschnitt 3.3.5 geschilderte Herausforderung zum Zeitpunkt des Feldausstiegs konnte ich mithilfe eines vertrauensvollen kollegialen Gespräches bewältigen, in dem ich den Ratschlag und die Unterstützung erhielt, dass ein Feldausstieg in Betracht gezogen werden müsse, sobald der Forscher sich ernsthaft ausgelaugt fühle und bereits eine große Menge Datenmaterial gesammelt habe. Ab dem Zeitpunkt dieses Gespräches dauerte es jedoch abermals 10 Wochen, bis der Feldausstieg tatsächlich erfolgte, indem ein fester Termin gesetzt wurde, der sich an der Schließung der kommunalen Unterkunft, in der ich forschte, sowie am Sommerferienbeginn der Schule orientierte. Doch auch nach dem offiziellen Abschluss der Forschung blieb das Feld noch lange für mich bestehen, da ich zum einen punktuell insgesamt vier Nachfolgeinterviews führte, und zum anderen Feldakteuren im Alltag zuweilen regelmäßig begegnete. Dies machte es wiederum notwendig, zu ›lernen, sich aus dem Feld zurückzuziehen und Distanzierungsmöglichkeiten zu finden‹. Dies gelang mir zunächst

nur in geringem Maße. Ich war weiterhin in rege Messenger-Unterhaltungen eingebunden und erhielt Informationen darüber, wer wohin verzogen beziehungsweise welcher Unterkunft in welchem Stadtteil zugewiesen worden war und wie es sich dort lebte. Weiterhin wurde ich nach Ende der Schulsommerferien erneut in elterliche Fragen und Sorgen um Schulabschlüsse, Praktika-Möglichkeiten und Sozialverhalten der Kinder während des Schulalltages eingebunden. Offenbar hatte es einige Eltern beruhigt, mich während der Schulzeit in der Nähe ihres Kindes zu wissen, um später von mir hören zu können, wie sich dieses benommen oder ob es Konflikte gegeben hat. Zwar versuchte habe ich stets, mich von dieser Mittlerrolle zu befreien, jedoch gab es immer wieder Anfragen und Erkundigungen hierzu. Somit fand ich eine Lösung darin (neben persönlichen Gesprächen zu meinem Feldausstieg und dem Abschluss der Forschung, die ich bereits Monate zuvor immer wieder geführt hatte), mich sukzessive aus den Messenger-Unterhaltungen zurück-zuziehen. Ich nahm mir vor, nicht mehr sofort zu antworten, was auch in dem Maße nicht mehr möglich war, da ich nun wieder zunehmend Zeit am Schreibtisch verbrachte, um Daten aufzubereiten und zu sortieren, Artikel zu lesen und in einen kollegialen Austausch einzutreten. Ich setzte mir eine feste abendliche Zeit, um zu lesen, was in den virtuellen Gruppen besprochen wurde und ob ich einbezogen worden war oder ob es Direktnachrichten zu beantworten gab. Diese festen Zeiten entlasteten mich sehr. Bald stellte ich fest, dass ich stets weniger in Unterhaltungen dieser Art eingebunden war. Auch direkte Nachrichten nahmen stetig ab. Dies könnte dahin gehend gedeutet werden, dass man sich weniger sah und somit weniger am Leben des Anderen teilhatte. Schließlich waren die Feldakteure selbst auch in neue Unterkünfte oder sogar Privatwohnungen verzogen und hatten jeweils neue Stadtteile kennenzulernen und Netzwerke zu knüpfen, vielleicht gab es aber auch Gefühle der Enttäuschung, die sich neuerdings im ›Kurzangebunden-sein‹ äußerten. Allgemein änderte sich der Nachrichtenstil im Jahr 2017 zu Small-Talk-Unterhaltungen, von denen viele abbrachen (zum Beispiel durch neu erworbene Vertrags-Smartphones samt Telefonnummern) oder nur noch punktuell reaktiviert wurden, etwa um (nicht-personalisierte) Glückwünsche zu Feiertagen zu senden. Rya und Nour Sayed (im April 2018 10 und 13 Jahre alt) wichen jedoch davon ab und sendeten auch neun Monate nach meinem Feldausstieg noch regelmäßig Nachrichten mit Fotos, Emojis¹⁶ und Nachfragen zu meinem Befinden. Damit ist die letzte Ebene der Schwierigkeiten

16 Emotionen ausdrückende Piktogramme.

des Feldausstiegs zu thematisieren: »damit umzugehen lernen, dass die Forschung abgeschlossen ist«. Dies war nicht nur herausfordernd hinsichtlich einzelner virtueller Unterhaltungen, sondern auch bezüglich zufälliger Treffen, die jedoch anteilig ebenfalls abnahmen, und damit in Verbindung stehenden aufkommenden Fragen. So kam es zum Treffen auf dem Jahrmarkt in Mittstadt im Herbst 2017, als mir die Jugendlichen Saad (15 J.), Adil (18 J.) und Mohamad (18 J.) begegneten, die gerade das Autoscooterfahrergeschäft verlassen hatten und aus ihren Pilotenjacken jeweils eine Flasche Bier herausholten. Mohamad öffnet die drei Flaschen mit einem Öffner, den er am Schlüsselbund befestigt hatte, und die drei prosteten sich zu, als sie mich sahen. Mohamad und Adil grinsten lediglich, Saad jedoch zuckte zusammen, blickte erschrocken zu seinem Bruder Adil und zu Mohamad, dem er während meiner Forschungszeit stets nacheiferte, und entschied sich dann dazu, Adil seine Flasche in die Hand zu drücken und auf mich zuzugehen. Wir grüßten uns und er sagt als Nächstes: »Das ist nur ein Witz mit Alkohol, das weißt du, ja?« Vermutlich sorgt ihn der Gedanke, ich könne seine Eltern informieren. Dann stießen Adil und Mohamad zu uns, die kein Problem damit zu haben schienen, ihr Bier vor mir zu trinken. Immer wieder stießen die beiden mit ihren Flaschen an und grinsten ein wenig provokant in meine Richtung. Ich ignorierte die Flaschen und unterhielt mich mit Saad, als Mohamad ihn darauf hinwies, dass er seine Flasche noch austrinken müsse, schließlich wollten sie nun zur Achterbahn weiterziehen. Saad ist die Situation sichtlich unangenehm. Er fühlte sich offenbar unwohl, die Bierflasche während meiner Anwesenheit zu halten. Ich versuchte es ihm zu erleichtern, indem ich den Dreien viel Vergnügen auf der Achterbahn wünschte und mich freundlich verabschiedete. Während meines Heimweges fragte ich mich immerfort, warum die Situation mich so irritierte. Weil Saad ein Bier trank trotz seines Alters? Weil seine Eltern vermutlich nicht Bescheid wussten? Weil Adil und Mohamad so provokant waren? Ich durchforstete noch am selben Abend meine Notizen zu den Dreien und stelle fest, dass vor allem Mohamad und Saad mir gegenüber während der Ramadan-Zeit häufig erwähnten, dass sie keinen Alkohol tranken und somit »gute Muslime« seien. Zu diesen Äußerungen kam es vor allem dann, wenn wir zuvor über die zum Christentum konvertierte Familie Bakhtari gesprochen hatten, vermutlich um sich abzugrenzen. Saad fiel das Fasten damals nicht leicht, aber Mohamad ließ es aussehen, als sei nichts dabei, sodass Saad sich besonders anstrebte. Dass er Mohamad nacheiferte, wurde dann wiederum in Aussagen deutlich, in denen er stolz betonte, noch nie Alkohol getrunken zu haben, nicht wie die deutschen Jugendlichen. Wa-

ren die Drei nun einfach älter geworden und probierten sich aus? Hatte die Pubertät begonnen und sie provozierten deshalb? Oder hatten sich tatsächlich Werte gewandelt? Oder war dies nicht der Fall und sie hatten nur Strategien gefunden, ihren Werten zum Trotz Alkohol auszuprobieren? Oder ging es um ein Nachahmungsverhalten Dritter? Wussten ihre Eltern Bescheid oder hatten sie zumindest eine Ahnung? Und ließen sie sie gewähren oder ignorierten sie es, falls sie etwas wussten? Fragen über Fragen überkamen mich und letztlich wieder die Feststellung, dass die Forschung abgeschlossen war, die Leben der Jungen aber nicht, und die Erkenntnis, dass nicht überall Kohärenz nachzuvollziehen ist und die Feldakteure selbst Kohärenz ihres Handelns herstellen müssen.

Um mit diesen Herausforderungen umzugehen, war es hilfreich, das Feldtagebuch zu führen und auch lange nach Abschluss der Forschung meine Gedanken um Positionierung und Feldausstieg zu beschreiben und zu sortieren. So wurde es mir zunehmend möglich, eine Sprache zu finden, um meine Selbstreflexionen auch mit meiner eigenen Bezugsgruppe, mit Kolleginnen und Kollegen, besprechen zu können, um andere Deutungen, vor allem aber auch gegenseitigen Rückhalt zu erfahren.

Indem ich in den vergangenen Jahren der Frage nachgegangen bin, welche Erscheinungsformen von Religion in den Flüchtlingsunterkünften, in denen ich mich bewegte, auftraten und wie mit diesen umgegangen wurde, konnte sukzessive erschlossen werden, worin die Leistungen meiner ethnografischen Arbeit bestehen, aber auch, welche Grenzen ihr gesetzt sind. So hoffe ich dazu beitragen zu können, religionsbezogenen Phänomenen, die ich in den Dimensionen religiöser Zugehörigkeiten und Zuschreibungen, des gemeinsamen Wohnens, der Erwartungen an religiöse Feste und Praktiken sowie im Rahmen religiöser Irritationen und Spannungen verorte, für den spezifischen Kontext nordrhein-westfälischer Flüchtlingsunterbringungen Aufmerksamkeit zu verschaffen, indem ich sie dicht beschreibe und samt ihres Bedeutungsgehaltes für die sozialen Akteure analysiere. Dabei leistet meine Arbeit vor allem auch die Zusammenführung der Perspektiven der Flüchtlinge und der Praktiker in den Einrichtungen hinsichtlich jener Phänomene und der aus ihnen resultierenden Interaktionen. Grenzen sind der Arbeit jedoch dann gesetzt, wenn nach ›Repräsentativität‹ gefragt wird. Diese ist mittels des ethnografischen Ansatzes nicht zu leisten, sodass ihr auf anderem Weg nachgegangen werden muss.

